Geschenk des am 19. Okt. 1878 verstorbenen Dr. med. Joh. Traut an die K. Bibliothek durch letztwillige Verfügung.

Ph.
O.
383 ba

Katholikon.

Für Alle
unter jeder Form
das Eine.

Erster Theil.

Zweite verbesserte Auflage.

Aarau 1827.
Bei H. R. Sauerländer.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
RATISBONENSIS

1. Die Welt.

Das uferlose All, das wir mit dem Worte Welt bezeichnen, ist für Menschen ein Gegenstand des Nachdenkens, den sie nie erschöpfen werden. Ihr Vorstellungs-Vermögen, so viel es auch erfassen möge, wird immer im unendlichen Abstande hinter diesem großen Ganzen zurückbleiben. Oder wessen Gedanken werden nicht versiegen, wenn er über sich Millionen Sonnen und Wandelsterne denkt und zum Theile sieht, die in ewig geregelten Bahnen durch einander sich bewegen, und wenn er sich die Erde, der er zur Zeit noch angehört, nur als einen Tropfen im Ozean vorstellt! —

Die Welt ist keine Anhäufung (Aggregat) einzelner, neben einander bestehender Dinge; nein, sie ist ein nach allen seinen Theilen verschlungenes, in einander greifendes, von einem Quellpunkt ausgeschlossenes, und nach allen Seiten hin durch wechselseitigen Einfluß beseeltes Ganzes. Da ist alles nur Eins; überall ist heilige Ordnung und innige Verwandtschaft sichtbar; überall Alles in ewiger Wechselwirkung; die Millionen Sonnen und Wandelsterne stehen mit einander in wunderbarer Verbindung, so weit sie auch von einander getrennt erscheinen; aus unnennbaren Fernen wirken

sie auf einander unaufhaltsam nach unabänderlichen Gesetzen, die sich freilich der kursichtige Mensch nicht zu erklären vermag. Nur der Mensch, der gedankenlos vor sich hinstarrt, kann das Einwirken der Sonne, des Mondes auf unsere Erde mißkennen. Können wir nicht anderwärts wenigstens dunkel ahnen, was uns hier bis zur Anschauung klar geworden ist? —

Wie lieblich und treffend hat sich Bronner darüber ausgesprochen?

O seht durch's blaue unendliche Meer
Die Sonnenbälle zerstreuet,
Und wißt, daß um jeden funkelnden Ball
Ein Heer von Welten sich reihet!
Die dunkeln Erden umschwimmen ihr Licht
In leitenden Strahlgeweben,
Wie kräftige Junge den Mutteraar
In schönen Kreisen umschweben.
Versucht es der Geist im muthigsten Schwung
An's Ende der Schöpfung zu fliegen,
So muß er ermattet, wie weit er auch dringt,
Im Weltengewimmel erliegen.
Da findet er weder Ufer noch Grund
Des nirgends endenden Meeres;
Des Ewigen Werke begrenzet kein Raum,
Das All umarmet kein Leeres.

Wenn von Planeten, die um ihre Sonnen her schweben, und von ihnen Licht borgen, wenn über ihre Zahl, Größe, Entfernung die Rede ist: da fehlen uns Worte und Zahlen, und unsere Blicke sind zu schwach, den Mittelpunkt, die größere

Sonne, um welche sich Alles dreht, zu entdecken. Wir können hier nur ahnen; aber was uns zur Zeit noch als dunkle Ahnung umweht, wird uns einst, wenn sich dort auf höherm Standorte unser Gesichtskreis erweitert, als Wirklichkeit umglänzen.

Das Weltall erscheint dem denkenden Menschen so recht als ein unermeßlicher Gottestempel, von dessen zahllosen Hallen keine einzige ohne Anbeter ist. Die ganze durch alle Gestirne zerstreute Geisterwelt vereinigt sich zur Anbetung des Unendlichen. Das empfindsame Herz wird lieblich und kräftig durch die umfassende Vorstellung angesprochen, daß mit der bewußtlos wirkenden Natur die unendliche Reihe der Entwickelungen beginne, und mit dem Geisterreiche sich schließe. Dadurch erhalten die Worte Jesu ihre richtigste Deutung, als er einst das Weltall im gefälligen Bild eines Vaterhauses, in welchem viele Wohnungen sind, darstellte. O ja, jeder Stern, der dort im Meere des Himmels schwimmt und funkelt, ist Wohnung im großen Vaterhause, ist Aufenthalt verklärter Geister; auf jedem sind dem himmlischen Vater seine Kinder nahe.

Die Welt, so unermeßlich sie ist, und so viel Herrliches in ihr überall zum Vorschein kömmt, war doch, was sogar unsere Vernunft begreift, nicht gleich anfangs ein fertiges und vollendetes Ganzes; alle in ihr begriffenen Theile und Ge-

genstände gelangten nicht zumal und unabhängig von einander zum Daseyn; sondern es fand eine allmählige Entwickelung derselben aus einander, und eine zusammenhängende Stufenfolge vom Unvollkommenen zum Vollkommenerem statt. Dieser Bildungsgang ist in der ganzen Natur sichtbar; überall ist fortgehende Entfaltung. Kein Theil und keine besondere Stufe der Entwickelung des Ganzen kann ohne Beziehung zu den nächst vorhergehenden und folgenden für sich begriffen werden.

In der Natur ist keine Lücke; alles in der Welt hängt wie eine unendliche Kette zusammen; das tiefste Glied dieser Kette ist mit dem obersten in Verbindung; das Staubkörnchen ist mit der Sonne, der Wurm, welcher sich unter dem Fuß des Wanderers krümmt, mit dem Engel verwandt. Das Größte besteht nicht ohne das Kleinste, das Höchste nicht ohne das Tiefste. Die Zwischenräume und was sie ausfüllt, übersieht freilich unser blödes Auge nicht; die wunderbar verschlungenen Fäden, die alle Theile des unermeßlichen Ganzen zusammenhalten, sind so tief angelegt, daß wir sie nicht wahrnehmen können: aber so viel begreift doch unsere Vernunft ohne sonderliche Anstrengung, daß umfassende Verbindung da seyn müsse, wo ein so herrliches, geordnetes Ganzes besteht.

Ueberall, wohin wir immer unsere Blicke und

Gedanken wenden mögen, ist Kraft und Leben vorhanden; das Größte wie das Kleinste ist davon durchdrungen. Wir staunen über die Kraft, welche den großen Weltkörpern Schwung und Richtung giebt. Der Anblick des Mondes, wie er in bestimmten Zeiträumen und Bahnen um die Erde sich dreht, der Anblick unserer Erde und anderer Wandelsterne, wie sie regelmäßig um die Sonne sich schwingen, und die vernünftige Ahnung, daß diese Sonne mit zahllosen andern eine unendlich größere als Mittelpunkt des Universums umschwebe, bringt unsern beschränkten Geist ausser Fassung: aber ist die Erdscholle, der Wassertropfe, das Baumblatt, sind diese kleinen Welten, in welchen Millionen lebender Wesen hausen, die wir mit bloßem, unbewaffneten Auge oft nicht einmal zu sehen, viel weniger zu unterscheiden vermögen, weniger wunderbar, als die großen Welten, welche im unermeßlichen Himmelsraume flammen? Können wir es besser und leichter begreifen, wie in der Milbe, einem kaum bemerkbaren Punkt, Leben sich regt, und wie in diesem Punkt ein Verein von Gliedern, Eingeweiden, und Sinneswerkzeugen statt findet, als wir uns den Verband, die Ordnung, die Wechselwirkung jener zahllosen flammenden Welten zu erklären im Stande sind? O im unendlichen Ozean des Seyns ist dem schwachen Sterblichen alles unbegreiflich, wenn er es wagt, ins Wesen der Dinge einzudrin-

gen, und sich ihr Werden und Entwickeln zu erklären! Unser Unvermögen, unsere Geistesbeschränktheit wird uns fühlbar, wir mögen unsere Denkkraft am Weltall, oder am kleinsten Theile desselben üben. Das Werden des großen Ganzen, wie der einzelnen Theile, ist für uns in einen undurchdringlichen Schleier eingehüllt. Das Seyn selbst liegt offen vor unsern Augen da; aber die stets wiederkehrende Ausbildung zu neuen Gestalten, den ewigen Formenwechsel wird sich der tiefste, geübteste Denker nie genügend erklären. Ueber das Wie muß hier ein Newton seine Verlegenheit bekennen; hier ist allgemeine Grenze des Wissens für jeden Menschen, auf welcher Höhe des Geistes er auch stehen mag. Der größte Gelehrte begreift den ewigen Kreislauf der Verwandlungen nicht; das Wirken der geheimen Kraft, das er überall wahrnimmt, bleibt ihm ein tiefes Geheimniß. So viel sieht er wohl ein, daß schon im Saamenkörnchen die Möglichkeit des künftigen Gewächses mit allen seinen Formen liegen müsse; aber den Gang der Entwickelung vermag er nicht anzugeben, und sein Verstand steht still bei der Frage: wie es zugehe, daß sich der zarte Keim im kleinen Saamkorn allmählig zum hohen vielästigen Baume erweitert, der nach Jahrhunderten ein ganzes Thal überschattet? — Mensch, du begreifst nicht einmal das Werden eines Wurms, eines Grashalmes, und

du wolltest es wagen, ein Meer von Unbegreiflichkeit zu ergründen!

Wie der Mensch gegen die Erde, so ist wieder unsere Erde gegen das Weltall nur ein Punkt sie ist im unermeßlichen Himmelsraume, was das Stäubchen, das im Sonnenstrahl sich dreht. Und doch wie groß ercheint uns schon die Erde! — Sie ist der Menschen allgemeines Vaterland, und schließt hundert große Völker in sich ein, die doch wieder in hundert Erdstrichen ein Volk und eine Kolonie nur sind. Ueberall sieht sich der Mensch von Wundern der Natur umflossen. Ueber seinem Haupte flammt die majestätische Sonne, die der Erde Licht und Wärme giebt. Mit Staunen nimmt er wahr, wie der Mond, so regelmäßig als beständig, die Erde auf ihrer Bahn um die Sonne begleitet, und wieder durch seinen Flug um die Erde zur Eintheilung der Zeit nach Monaten Veranlassung wurde. Die Bewegung der Erde um sich selbst, und mehr noch ihr Lauf um die Sonne, ziehen ihn mit sanfter Gewalt hin zum Glauben an eine Macht und Weisheit, die über alle Vorstellung gehen, und Gefühle im Herzen aufregen, die sich mit keinen Worten ausdrücken lassen; dadurch wird ihm die allmählige Zu- und Abnahme des Lichtes, der wohl geregelte Wechsel der Tage und Nächte, der Jahrszeiten und der Witterung begreiflich. Alles, was er sieht: der Dunstkreis mit seinen mancherlei Erscheinungen;

die Luft, die er einathmet; die Winde, welche die Wolken aus einem Lande in das andere führen; das feste Land von Menschen und Thieren bewohnt, für welche es Gewächse und Früchte aller Art erzeugt; die Quellen, Bäche, Flüsse, Seen und Meere, in welchen Millionen lebender Wesen Wohnung und Unterhalt haben &c. alles nimmt seine Bewunderung in Anspruch, daß er sich mit Hölty in den Freudenruf ergießt:

O wunderschön ist Gottes Erde,
und werth, darauf ein Mensch zu seyn!
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freu'n.

Wahrlich, schon der Anblick der Erde allein, so ein kleiner Theil sie vom Weltall ist, setzt das Gemüth des Menschen in eine feierliche Stimmung, daß er tief bewegt und anbetend vor dem niedersinkt, der sie und alles durch sein Allmachtswort ins Daseyn rief. Er kann so viele Schönheiten der Natur um sich her nicht sehen, ohne darüber sein Wohlgefallen laut auszusprechen. Vom süßesten Wonnegefühl durchströmt, sagt er es sich, um seinem Herzen Luft zu machen, recht oft:

Wie schön, o Gott, ist deine Welt gemacht,
Wenn sie dein Licht umfließt!
An Engeln fehlt's ihr nur, und nicht an Pracht,
Daß sie kein Himmel ist.
Allein sie glänzt auch für die Tugend nur,
Der Unschuld ist sie schön;

Umsonst prangt paradiesisch die Natur
Den Augen, die nicht sehn.
Ach, jede Blume wird versengt und stirbt,
Auf die das Laster tritt;
Der schönste Reitz der blühenden Flur verdirbt
Schwarz unter seinem Tritt.

Huber.

So schön indessen die Erde ist, und so reichen Stoff sie dem menschlichen Geist zu frommen Betrachtungen anbietet; so ist sie doch im Grunde nichts weiter, als eine anmuthige Wiese zu unsern ersten Kinderpielen, sie ist die Mutter unsers ersten Lebens. Der Vernünftige greift darum nicht gar zu hastig nach Erdengut, und nach Erdenfreuden; seine Regel ist: beym Abbrechen einer Rose müsse man vorsichtig seyn, sonst stechen die Dornen. Er kennt höhere Güter, als die sind, um welche der Ehrgeitz buhlt, und die vergänglich, wie das Erdenleben, sind. Er weiß: wer für den Augenblick lebt, gehe mit dem Augenblick unter. Daher ist bei allem Getriebe irdischer Geschäfte, von denen er sich nie ganz loswinden, weder will, noch kann, sein Streben auf Höheres gerichtet. Er lebt für die Vergangenheit, nicht in der Vergangenheit; er ist in der Gegenwart so gegenwärtig, daß, wenn sie vergangen ist, er immer noch ihrer froh bleibt; er macht die Vergangenheit und Gegenwart zu einem Schatz für die Erinnerung; er lebt für die Zukunft, aber nicht in der Zukunft, und bedächtlich bestellt er in der Gegenwart seine künftige

Erndte; er lebt der trostvollen Ueberzeugung, daß er einer höhern Ordnung der Dinge angehöre, und kann ohne Qual ein Gut, eine Freude vermissen, deren Dauer nicht über das Grab hinausreicht.

Wer die Welt so ansieht, dem wird, wenn sein Erdenleben zum Ende sich neigt, nicht bange. Er denkt:

Die wahre Welt, in der wir leben,
Ist unser Herz. Was dieses in sich schließt,
Ist Wirklichkeit. Nur Traum ist alles Streben
Nach dem, was draußen ist, und wie ein Dunst zerfließt.

Bouterweck.

Ihn kann die Todesstunde nicht überraschen, weil er weiß, im Sterben ändere man nur die Wohnung im großen Vaterhause. Er hält sich am Gedanken fest, mit dem einst Seneca Br. 102 einen zagenden Freund aufrichtete: Dies, quem tanquam extremum reformidas, æterni natalis est. Wer wollte nicht gerne eine Kinderwiege mit dem Leben am Vaterherzen vertauschen? — Zum Engel der letzen Stunde, den wir so hart Tod nennen, sagt J. Paul, wird uns der gütigste Engel zugeschickt, damit er gelind und sanft das niedersinkende Herz des Menschen vom Leben abpflücke, und es in warmen Händen, ungedrückt, aus der kalten Brust in das hohe wärmende Eden trage: und der Mensch sollte nicht heiter einem so lieblichen Wechsel entgegen gehen! In der Welt

ist ja kein Tod, nur Tausch der Formen. Trage man uns zu Grabe; vertilgt ist die Spur des Daseyns nicht. Daseyn ist Wirken, und der ist nicht gestorben, wer in dauernden Wirkungen sein Daseyn über das Grab hinaus erweiterte; der ist nicht gestorben, der in ein höheres Leben versetzt ist. Wer, was man Tod nennt, fürchtet, kennt das wahre Leben nicht. Anstatt zu sagen: der entseelte Leichnam, und zu trauern, daß der Körper starrt, wäre es der Sache angemessener zu sagen: die entleibte Seele, und ihr Glück zu wünschen, daß sie frei ist. Der vernünftige Mensch fürchtet nur, was seinen Zustand verschlimmert. Auf eine reichliche Aussaat folgt eine ergiebige Erndte; und wir sollten erbeben vor dem Erndtetage! wir sollten nach einem gut vollbrachten Erdenleben zagen, wenn uns der Vater hinüberruft zum bessern Seyn! Wenn alles um uns her die Formen wechselt: unser Geist ist eine Fackel, die nie auslöscht. Diese Fackel wird einst reiner lodern in des Himmels Reinheit. Wie die Natur nie rückwärts schreitet, und auch nie stille steht: so ists mit dem Menschen. Seinem Streben nach Vollendung ist keine Schranke gesetzt; sein Ziel liegt in der Unendlichkeit. Was sein Geist hier begonnen, muß er dort vollbringen. Jeder Schritt vorwärts auf dem Wege der Selbstveredlung ist Gewinn für eine andere Wohnung im großen Vaterhause. Wäre unsere Dauer blos auf die Erde

beschränkt, dann wäre alles unerklärbar im Reiche der Sitten, und der leidenden Tugend.

Tod ist nirgends, am allerwenigsten im Reiche der Geister.

Bedenke das Kleinmüthiger, und
Wenn der letzten Hoffnung Schimmer dir sinkt,
Denk': über den Sternen, ein Leben noch winkt!

---

2. Der Mensch.

Der Mensch nach seiner körperlichen und geistigen Natur betrachtet, steht unter allen Erdbewohnern auf der höchsten Stufe, und findet nirgends seines Gleichen. Auf der unendlichen Leiter der lebenden und beseelten Schöpfung steht er in der Mitte, und verbindet die Welt der Geister mit dem unabsehbaren Reiche der Thiere. Er ist ein aufstrebender Baum, gekrönt mit der schönsten Krone einer feinern Gedankenbildung. Dadurch tritt er in die Verwandtschaft mit Engeln, und durch seine Vernunft schließt sich ihm das Reich der Wahrheit auf. Engel sind Menschen von einer höhern Art, die in leichteres Gewand gekleidet, eine bessere Welt bewohnen; und Menschen sind Engel, die mit Mühe und gleitenden Tritten durch das schlammige Erdenthal einer bessern Welt entgegen gehen.

Hienieden ist ausser unserm Geist nichts, was nicht unmittelbar der Erde angehörte. Die Erde ist die allgemeine Mutter alles dessen, was sie trägt; und alles nimmt sie wieder auf, was sie gebohren hat. Thiere und menschliche Gestalten erheben sich von ihr, wie die Pflanzen, werden von ihr genährt, und sinken wieder verwesend nieder, und

ihr verwehter Staub wird Nahrung und Hülle anderer Pflanzen, und lebendigen Geschöpfe. Nur den Geist gebiert die Erde nicht; nur unsere Seele ist kein Kind der Erde; sie gehört einer höhern Ordnung der Dinge an. Sie kann daher nicht zur Erde zurückkehren, sondern nur zurückgehen zum Urquell alles Geistigen, und neu bekleidet eintreten in den Kreis des Wirkens, den ihr im unermeßlichen Reiche der Schöpfung der anweisen wird, von dem alles Seyn ausfließt.

Der größte Theil des Menschen ist Thier; zur Humanität hat er blos die Fähigkeit auf die Welt gebracht, und sie muß durch Mühe und Fleiß bei ihm erst entwickelt und ausgebildet werden. Wir sind in einer immerwährenden Menschwerdung begriffen. Lebenslang will das Thier über den Menschen, die Sinnlichkeit über den Geist herrschen. Die Sinnlichkeit ziehet unaufhörlich nieder, wenn der Geist hinauf will. Dadurch wird erklärbar, wie es komme, daß beim Menschen hienieden meistens die Gegenwart lebhafter ist, als die Zukunft, und das Sichtbare mächtiger auf sein Herz wirkt, als das Unsichtbare; dadurch allein wird es möglich, unter gegebenen Umständen vorher zu sagen, wohin die Wage der beiden Gewichte sich neigen werde. Im anhaltenden Kampfe mit der Sinnlichkeit ist der Mensch hienieden wenig reiner Erkenntniß und reiner Tugend fähig. Die edelsten Verbindungen werden von niedrigen Trieben, wie die

Schiffahrt des Lebens von widrigen Winden gestört. Es ist nach Gottes weiser Einrichtung des Menschen Loos, durch Straucheln stehen, durch Fallen gehen zu lernen, und durch Verirrungen weise und gut zu werden; denn seine geistige Bildung soll das Werk freier Wahl, die reife Frucht eigener Anstrengung, und der Sieg nach muthigem Kampfe seyn. Jeder Mensch erhebt sich nur allmählig vom Niedern zum Höhern, von der Dunkelheit zu der Dämmerung und endlich zu dem Lichte. Auch das größte Genie ist nicht auf Einmal das, was es seyn kann, sondern erlangt erst nach vielseitiger Uebung die Fertigkeit, den Stoff zu beherrschen, und ihm das Gepräge seiner Größe zu geben.

Im Menschen sind zwei Grundwesen wirksam: Sinnlichkeit und Geist; jede muß ihrer Natur gemäß wirken. In der Bestimmung des Geistes liegt es gar nicht, die Sinnlichkeit zu ertödten, sondern zum Besten des Menschen zu leiten. Absichtlich ist beim Menschen hienieden Hohes nnd Niedriges in einander geordnet, um Eines durch das Andere zu zähmen, und die Sprosse der Unsterblichkeit mehr durch rauhe Winde, als durch gelinde Weste in uns zu erziehen. Es ist weise Anordnung von Oben, daß der Mensch im Kampfe mit der Sinnlichkeit die zarte Blume reiner Humanität mühsam erringen muß. Wo die Vernunft an die Sinnlichkeit, und die Sinnlichkeit an die Vernunft grenzt, ist der Mensch in seinem schönsten

Spiele. Vernunft ohne Sinnlichkeit scheint nicht mehr menschlich zu seyn, und Sinnlichkeit ohne Vernunft ist es gewiß nicht. Beide sind wie zwei Gatten: sie leben, auch die besten, ohne den Zwiespalt nicht beisammen, der durch die ganze Schöpfung geht, und können sich im Tode ohne Schmerz nicht trennen; aus beider Einklang geht des Menschen innerer Werth hervor. Aus diesem Grunde sagte Goethe: nichts sey erbärmlicher, als ein Mensch zwischen zwei Empfindungen, von denen er keiner ganz angehöre.

So lange der Mensch in einem ganz thierischen Zustande lebt, fühlt er sich durch blos sinnliche Genüsse befriedigt; anders wird es, wenn Geistesbildung bei ihm beginnt. Zu seinen sinnlichen Bedürfnissen gesellen sich so fort auch höhere, geistige. Es ist dem zur Vernunft erwachten Menschen eben so natürlich und unentbehrlich, zu denken, als zu essen und zu trinken. Des Menschen höheres Glück hängt mit seiner größern Vernünftigkeit zusammen. Je höher seine Geistesbildung steht, desto inniger wird das Gefühl seines Vorzuges, und desto kindlicher seine Freudigkeit beim Bewußtseyn, daß mit dem gebildeten Geiste das Herz gleichen Schritt hielt. Es ist eine richtige Beobachtung: nur in geglätteter Flut spiegle der Himmel sich ab. Je gebildeter und besser der Mensch ist, desto heller öffnet sich ihm die Zukunft, desto freudiger geht er

ihr entgegen, desto süßer ist in seinem Herzen der Gottesfriede, den er mit sich hinüber nimmt.

Menschenbildung gedeiht nur langsam und stufenweise, was die älteste Menschengeschichte beurkundet. Es zieht sich die Kette derselben in sehr abspringenden krummen Linien, durch alle gebildete Nationen. Ueber das, was der Mensch zu allen Zeiten seyn kann, findet kein Urtheil statt, weil das Ziel seines Strebens in der Unendlichkeit liegt; aber in jeder Zeit muß doch der Gebildete in die Gegenwart und Zukunft hellere Blicke thun, als ein Anderer, der noch unter den Einflüssen des gemeinen leeren Lebens steht. Dafür spricht Geschichte und Erfahrung. Eigentliche Wohlfart war bei rohen Menschen und Völkern nie auf die Dauer einheimisch. Ohne Menschenbildung gedeiht kein Völkerglück. Welche Unmenschlichkeit ist gedenkbar, zu der sich nicht ein Mensch, eine Nation, ja oft eine Reihe von Nationen wegwarf, deren Gesittung mangelte! Alle Laster erschöpfen sich, wo unter Menschen die Thierheit in völliger Ungebundenheit vorherrscht.

Das Erheben der Menschen aus der Thierheit geschah allmählig und in fast unmerklichen Abstufungen über einander. Es verflossen Jahrhunderte, bis Spuren einiger Gesittung sich zeigten. Dunkel und unentwickelt lagen anfangs im Menschen die Keime zu dem, was er seiner Natur nach werden sollte: er mußte lang herumgeworfen und geplagt

werden; er mußte durch eine lange Schule der Noth gehen, ehe jene Keime zu einiger Entwickelung gediehen. Nachdem der starke und rohe Mensch mit seinem Leibe manches Jahrhundert — wer weiß die Zahl? — hilflos umhergeworfen war, schuf der Zufall und die Noth manches ihm an, was ihn stufenweise entwilderte. Wie aus dem harten Kiesel Funken geschlagen werden, so war's unstreitig mit dem rohen Menschen, bei dem die tief schlummernde Denkkraft nur durch viele harte Schläge aufgeregt wurde. Ueber die ersten Schritte der Entwilderung haben wir aus der Urzeit nur Ueberlieferungen und Mythen, die höchstens die Ueberzeugungskraft der Wahrscheinlichkeit haben: aber die Geschichte der neuen noch uncultivirten Völker giebt uns den Maaßstab in die Hand, um zu ermessen, was im Gebiete der Menschenbildung in der grauesten Vorzeit geschah, weil sich ihr Gang allzeit und überall mit kleinen Abweichungen gleich bleibt.

Die Menschenbildung rückt nicht überall im gleichen Schritte vor, was unter so vielerlei Verhältnissen und Zuständen unmöglich wäre. Alle Stufen der Cultur erscheinen im gleichen Zeitraume neben einander. Unser Geschlecht ist überall in einer fortgehenden Metamorphose, und, es gleicht so recht einem ungeheuren Baume, der auf einmal alle Jahrszeiten auf seinem Haupte trägt. Wo Menschen durch Menschen gebildet werden müssen,

kann es nicht wohl anders seyn. Nicht überall stehen die Bildner auf gleich hoher Stufe; nicht alle haben die gleiche Mittheilungsgabe; nicht allen stehen die gleichen Bildungsmittel zu Gebote; nicht bei allen Menschen und Völkern ist für höhere Bildung gleiche Empfänglichkeit. Thorheiten vererben sich mit gleicher Leichtigkeit, wie die sparsamen Schätze der Weisheit. Allenthalben ist der Weg der Menschen einem Labyrinthe gleich, mit Abwegen auf allen Seiten, wo nur wenige Fußstapfen zum innersten Ziel führen; darf man sich wundern, wenn der Bildungsgang der Menschen eine so ungleiche Richtung nimmt? — Bei ganzen Völkern liegt die Vernunft unter der Thierheit begraben; andere werden durch das Joch des Klimas und der Nothdurft niedergehalten; andern wird das Aufstreben des Geistes durch Tyrannei erschwert; sogar bei cultivirten Nationen ist dem Erhabenen noch viel Niedriges beigemischt: man fodert also das Unmögliche, wenn man alle zugleich auf die gleiche Culturstufe stellen will, und den nothwendig Zurückbleibenden so unbesonnen als lieblos den Stab der Verwerfung bricht.

Alles am Menschen ist wunderbar, und weiset auf seine höhere Bestimmung hin. Sein Leib ist ein künstliches, aus großen und kleinen, aus festen und flüssigen Theilen zusammengefügtes Ganzes. Die edelsten Theile, in welche die zur Lebenskraft nöthigen Stoffe verarbeitet werden, sind

weislich im Innern des Körpers verwahrt. Sichtbar sind seine verschiedenen Glieder und Sinneswerkzeuge, die in ihrer Anlage und Bildung vollkommen den Verrichtungen entsprechen, wozu sie da sind. Der Mensch wird zwar von manchen Thieren an körperlicher Stärke, an Schnelligkeit, an Schärfe des einen oder des andern Sinnes weit übertroffen; aber in schönerer Bildung ist sein großer Vorzug unverkennbar. Welche Würde ist schon an seine aufrechte Gestalt geknüpft! — Ging er, wie ein Thier, gebückt; wäre sein Haupt in eben der gefräßigen Richtung für Mund und Nase geformt, und darnach der Gliederbau geordnet: wo bliebe seine höhere Geisteskraft, das Bild der Gottheit? — Nur durch die Bildung seiner Glieder zum aufrechten Gange bekam das Haupt seine schöne Stellung und Richtung; dadurch allein gewann das Hirn völligen Raum sich umherzubreiten, seine Zweige abwärts zu versenden. Gedankenreich wölbte sich die Stirn; die thierischen Organe traten zurück; es ward eine menschliche Bildung, die durch ihre Anmuth andere lebende Gestalten im weiten Abstande hinter sich ließ. Je näher durch Organisation der Mensch dem Thier tritt, desto überwiegender wird in ihm die Sinnlichkeit, und umgekehrt. Tritt der Mund hervor, wird dadurch die Nase stumpf und klein, weicht die Stirn zurück, und bekömmt das Gesicht Aehnlichkeit mit dem Affenschädel: da hat gewiß der Geist die Ober-

hand nicht. Ründet sich dagegen das Gesicht zu schönem Oval; neigt sich die Form des Oberhaupts angenehm vor, damit ein weiterer Raum das Gehirn umschließe; vereinigen sich damit die zurückgedrängten Untertheile des Gesichts zum senkrechten Schwerpunkt: dann ist gewiß nicht Mangel an geistigen Anlagen die Ursache, wenn die Sinnlichkeit vorherrscht.

Mehr noch, als der Wunderbau seines Leibes, erhebt den Menschen seine vernünftige Seele. Was im Menschen sieht, hört, empfindet, ist nicht das Auge, das Ohr, der Leib, sondern ein Wesen höherer Art, dem das Auge, das Ohr, der Leib nur Werkzeuge sind. Dieses höhere Wesen ist geistiger Natur, weil es denkt, und unterliegt keiner Zerstörung, weil es zu ewigen Zwecken da ist. Wer wollte, wie ein Kind, den Schatten an der Wand greifen, und wenn er ihn nicht greifen kann, gar wider allen Augenschein behaupten, daß kein Schatten sey? — Wo Wirkung ist, die in der Empfindung nichts Aehnliches, kein Bild hat, da muß auch eine Ursache seyn, die hoch über der Körperkraft steht. Diese Ursache ist das, was man menschliche Seele heißt. In ihm liegt jene hohe Kraft, über sich selbst und über alles um sich her nachzudenken; die Eigenschaften vieler Dinge zu erforschen; mehrere Gegenstände nach ihrem wahren Gehalt, nach ihrem Werth oder Unwerth mit einander zu vergleichen und zu unterscheiden, und so fort nach

diesem angestellten Vergleich das erkannte Gute oder Böse, Schein oder Wahrheit, das Bessere oder Schlechtere, das Nützliche oder Schädliche vorzuziehen, kurz, frei zu wählen und zu handeln.

Diese Kraft ist's, was man mit dem Worte Vernunft bezeichnet. Sie ist des Menschen Adel. Durch sie ist er im Stande, alle Verrichtungen der Thiere nachzuahmen. Der Adler fliegt sehr hoch; er, der Mensch, erhebt sich in künstlichen Luftschiffen noch höher. Der Fisch durchrudert Flüsse, Seen und Meere; er, der Mensch, umschifft den ganzen Erdball. Nur einige Klafter tief graben Thiere in den Grund; er, der Mensch, wühlt viele hundert Klafter tief im Schooß der Erde nach Metallen und Steinen; selbst aus des Meeres fürchterlichem Abgrund holt er zum Schmuck und Wucher die Perle herauf. Durch Vernunft weiß der Mensch sich Alles nützlich zu machen, dringt ins Gebiet aller Wissenschaften ein, wird sein eigener Gesetzgeber und Richter. Die Vernunft ist der Geist Gottes im Menschen; ohne sie ist der Mensch ein Vieh, und keines Aufsehens zu Gott, keines Glaubens an den Ewigen und Heiligen, keiner Religion fähig. Nimmt man dem Menschen die Vernunft: so schließt man ihm das Gebiet aller Wahrheit, und in dem Falle, sagt Th. Paine, würde es eben so gut seyn, die Bibel einem Pferde, wie einem Menschen, vorzulesen.

Die Vernunft giebt aber dem Menschen dann erst Würde, wenn sie ihre Richtung aufs Höhere nimmt, und von der Religion sich ihre Weihe holt. Nimmt sie ihre Richtung abwärts, nur aufs Irdische, auf das Nützliche und Angenehme: so ist der Mensch nichts weiter, als das klügste, aber auch furchtbarste unter den Thieren. Nicht eigentlich die Vernunft macht uns gut, sondern die treue Beachtung ihrer Vorschriften. Sie ist gleichsam der ausgestreckte hölzerne Arm am Wege der Tugend; aber dieser Arm kann uns weder hintragen, noch hindrängen. Die Vernunft hat wohl die gesetzgebende Gewalt, aber die ausübende liegt im Willen.

Es ist gleich unbesonnen, die Religion auf Kosten der Vernunft, und die Vernunft auf Kosten der Religion zu erheben. Es giebt so wenig ein vernunftloses Christenthum, als eine christliche Unvernunft. Vernunft und Religion können ohne großen Nachtheil nicht geschieden werden. Die Vernunft ist das Auge, das Gott uns gab, um zu sehen, und die Offenbarung das Licht, um das Aug' zu erhellen; sie ist Gottes erste Offenbarung, ohne welche eine zweite fruchtlos wäre. Es hat mit gewissen Leuten ein eigenes Bewandtniß: um das Sehen zu sehen, reißen sie das Auge aus seiner Höhle, es bequem in die Hand zu nehmen. Man wirft sich zum Sachwalter der Unwissenheit auf, wenn man die Vernunft lästert. Solchen blinden

Eiferern gilt, was einst der gemüthliche Salis sang:

Heilige, reine Vernunft, vergieb den Blinden am Wege,
Die dich verfolgen und schmäh'n — Göttin, sie kann-dich nie!
Aber wehre den Stolzen, die gern uns zwängen zu knieen
Vor das vergoldete Kalb, ihren begränzten Verstand.

Durch die Vernunft ist dem Menschen ein Meer von Genüssen und Freuden geöffnet. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet: alles auf Erden sey für den vernünftigen Menschen da, von der Eiche bis zum Gras, vom Elephanten bis zum Wurm. Ohne ihn wäre die ganze Erde beinahe todt, und all ihr Reichthum nicht besser, als ein Lager von Baustoffen, die keinen Baumeister fänden. Der Weinstock genießt seine Traube nicht selbst; die Tulpe empfindet ihre eigene Schönheit, die Nelke ihren lieblichen Duft nicht. Ohne den Menschen liegt der Demant werthlos unter den Kieseln. Nur im Menschen und für ihn wird Alles vernünftige Uebereinstimmung; seine Vernunft allein ist es, was ihm jeden Genuß, jede Freude veredelt.

Auch das Thier sieht auf zum blauen Himmel; aber es ergötzt sich an dessen Herrlichkeit nicht. Die Erde mit ihren Erzeugnissen ist für alle Geschöpfe da; aber prachtvoll nur für den Menschen. Er

allein schaut vom Berge mit Entzücken hinab ins paradiesische Thal, indessen neben ihm das weidende Vieh blos gierig nach Grashalmen und Kräutern umher sucht. Nur er hört mit Wonne den holden Einklang der Töne, und versteht die Kunst, diese Rede der Gefühle zu einer wunderbaren Höhe zu veredeln, deren kein Thier fähig ist. Nur er ist empfänglich für der Künste Zauber, wodurch er sich und Seinesgleichen das Daseyn verschönert, indessen das Rind vor sich hinstarrend an der prächtigen Fürstenburg vorüber dem Stalle zueilt. Ohne Vernunft wären für den Menschen alle diese Freuden, sogar jene des geselligen Umgangs dahin. Durch sie allein wird es ihm möglich, das Vergnügen der Freundschaft, die Freude dankbar zu seyn, die Wonne wohlzuthun, und das Entzücken zu empfinden, das aus dem großmüthigen Handeln oder Leiden für Andere quillt.

Durch die Vernunft sind dem Menschen die Schranken zum ewigen Fortschreiten geöffnet. Noch jetzt sind die Thiere das, was sie vor Jahrtausenden waren. Ihr Streben, ihre Kräfte und Kunsttriebe sind in unverrückbare Grenzen von der Natur eingebannt. Ohne menschliche Leitung wird so wenig eine Thierart, als eine Pflanze veredelt. Wie hoch über dem Thier steht der Mensch durch seine Vernunft, und zwischen den Menschen der rohen grauen Vorwelt und der jetzigen Zeit, wie

groß ist der Unterschied! Wer kennt nicht ihr Vorrücken in Kunst und Wissenschaft von Jahrhundert zu Jahrhundert! — Der Mensch mißt die Sterne des Himmels und berechnet ihren Lauf; er macht sich das Vergangene und Zukünftige gegenwärtig; die Kräfte seines Geistes reichen weit über die Erde hinaus; seinen Aussichten, Fähigkeiten und Bestrebungen ist keine Grenze gesetzt; er ahnet und hofft sogar endlose Fortdauer noch jenseits des Grabes.

So groß durch seine Vernunft der Mensch erscheint, so klein und niedrig erscheint er wieder, wenn seiner Vernunft nicht guter Wille zur Seite geht, auf dem schönen Verein von beiden beruht wahre Menschenwürde. Der gute Wille muß von festen Grundsätzen geleitet werden, welche die Vernunft bietet, und diese muß ihren Vorschriften durch die Kraft des Willens Folge geben. Vernunft und Wille sind im Menschen, was im Staat gesetzgebende und ausübende Gewalt. Jede Trennung wirkt zerstörend, und bringt Unheil. Geisteskraft ohne guten Willen erzeugt den Bösewicht, und guter Wille ohne Vernunft den Schwärmer. Jeder ist eine Geißel seines Geschlechtes nach eigener Art.

Willensfreiheit mit Vernunft gepaart giebt dem niedrigsten Menschen, sogar dem Bettler Werth und Würde, die ihm keine Macht zu rauben vermag.

Mit dem Trieb zum Guten, wie zum Bösen ist der Mensch hinausgesandt; aber er ist frei von

jedem Zwang, ihm bleibt zwischen dem Guten und Bösen die Wahl, er steht auf sich allein, und ist nur seinem Willen unterthan. Das Thier folgt blinden Naturtrieben, nicht so der Mensch, der mit Geisteskraft die Zumuthungen der Sinnlichkeit niederzuhalten vermag. Schon dadurch allein läßt er das Thier wieder hinter sich im unabsehbaren Abstande, und erschwingt sich zur Hoheit der Tugend, welche ohne Willensfreiheit ein leerer Name wäre. Ohne Freiheit des Willens sind Verdienst und Schuld gleich unmöglich, und alle Vergeltung fällt weg. Bedarf es mehr, um den Menschen, für die Fähigkeit zu sündigen, sattsam zu entschädigen?

Gott sah von Anfang wohl, wohin die Freiheit führet,
Daß ein Geschöpf sich leicht bei eignem Licht verliehret,
Daß der verbundne Leib zu viel vom Geiste heischt,
Daß das Gewühl der Welt die schwachen Sinne täuscht
Und ein gemess'ner Geist nicht stets die Kette findet,
Die den besondern Satz an den gemeinen bindet.
Zu Gottes Freund erseh'n, zu edel für die Zeit,
Vergessen wir zu leicht den Werth der Ewigkeit;
Des Aeußern Zauberglanz verdeckt die innere Blöße,
Die stärk're Gegenwart erdrückt des Fernern Größe.
Wer ists, der allemal der Neigung Stufe mißt,
Wo nur das Mittel gut, sonst alles Laster ist?
Kein endlich Wesen kennt das Mitseyn aller Sachen,
Und die Allwissenheit kann erst unfehlbar machen.
Gott sah dies alles wohl, und doch schuf er die Welt,
Kann etwas weiser seyn, als das, was Gott gefällt?

Gott, der im Reich der Welt sich selber zeigen wollte,
Sah, daß, wenn alles nur aus Vorschrift handeln sollte,
Die Welt ein Uhrwerk wird, von fremdem Trieb beseelt,
Und keine Tugend bleibt, wo Macht zum Laster fehlt.
Gott wollte, daß wir ihn aus Kenntniß sollten lieben,
Und nicht aus blinder Kraft von ungewählten Trieben;
Er gönnte dem Geschöpf den unschätzbaren Ruhm,
Aus Wahl ihm hold zu seyn, und nicht als Eigenthum.
Der Thaten Unterschied wird durch den Zwang gehoben;
Wir loben Gott nicht mehr, wenn er uns zwingt zu loben.
Gerechtigkeit und Huld, der Gottheit Arme ruh'n,
Sobald Gott alles wirkt, und wir nichts selber thun.
Nein, Gott liebt keinen Zwang, die Welt mit ihren Mängeln
Ist besser, als ein Reich von willenlosen Engeln.
Gott hält für ungethan, was man gezwungen thut;
Der Tugend Uebung selbst wird durch die Wahl erst gut.

Haller.

Wie der Mensch durch Vernunft und Freiheit des Willens, so ist er auch durch die Sprache, durch den Ausdruck der Gebährden und Blicke, des Lächelns und rührender Thränen ein Wunder der Erde. Er ist Schöpfer im Kleinen, und macht sogar das, was tief in seiner Seele vorgeht, was er in sich gedacht hat, was er wünscht und verlangt, durch Schriftzüge ausser sich anschaulich und bleibend. Sprache ist dem Menschen die Gehilfin seiner Vernunft, und entwickelt sich mit der Vernunft; durch sie wird gleichsam das Ideale in ihm

verkörpert, daß es auch Andere sich aneignen können; durch sie vereinigen sich die Menschen, und schließen den Bund der Liebe. Ohne Sprache würden wir stumm und lieblos neben einander hinstarren, wie die Thiere des Waldes, an den niedrigen Genuß des Bauches und an die räuberischen Lüste gefesselt; ohne sie hätte nie ein Hermes und Archimed den Himmel gemessen, kein Kolon und Cook die Erde umsegelt, kein Homer die Gottheit besungen, kein Phidias und Raphael die Mysterien der Natur in Bildern geoffenbart, kein Brutus wäre in das Schwerdt des Tyrannen, kein Winkelried in die Speere der Reisigen gestürzt, kein Demostenes hätte ein faules und blindes Zeitalter aus dem Todesschlafe der Sklaverei aufgedonnert, kein Guttenberg und Faust hätten die Aufblitzungen erhabener Naturen auf geflügelten Lettern durch die Länder geschickt. Welche Aufforderung für den Menschen, nie die Sprache, dieses heilige Geschenk der Natur, durch Unvernunft zu entweihen!

Geistiger Verbindungstrieb ist Ursprung aller Sprachen in der Rede und der Schreibkunst. Der große Mann will seine Thaten, so weit er kann, zu den Zeitgenossen und Nachkommen übertragen. Zeit und Raum, zwei Klüfte, die den einzelnen Menschen von dem unendlich größern Theile der Menschheit sondern, wurden ausgefüllt, indem man für die mündliche Rede die Zeichen der Schrift erfand, wodurch seine denkende

Seele an die Seele des ersten, und vielleicht des letzten denkenden Menschen geknüpft ist. Durch die Schrift ist den Menschen aller Zeiten und Länder ein Vereinigungsmittel gegeben, und Alles, was je der Geist des Menschen aussann, was die Weisen der Vorzeit dachten, was in der entlegendsten Gegend der Erde vorgeht, kommt durch sie zu uns. Nun lieset ein Abwesender in Bengalen aus einem Blatt Papier, mit schwarzen Zügen bemahlt, Gedanken und Gefühle in der Seele seines Freundes zu London. Ich habe ein Buch vor mir; mein Geist und Herz schließen sich auf; ich werde gerührt, überzeugt, gebessert: und der Mann, dessen Worte so tief in meine Seele dringen, hat vor Jahrtausenden gelebt. Wie groß erscheint der Mensch, dessen Geisteskraft alle Schranken des Raumes und der Zeit durchbricht, und in sich das Mittel entdeckt, nicht nur mit Abwesenden, sondern sogar mit denen sich ins Einverständniß zu setzen, die nach Jahrhunderten erst ins Leben eintreten werden! —

Der Mensch, aufgefaßt mit allen seinen Vorzügen, steht, wenn sein Benehmen diesen Vorzügen entspricht, in einer Würde da, daß man von ihm nie groß genug denken kann. Schon aus der Kunst und Pracht, die in seinem Körper sich vereinigen, geht hervor, daß er mehr als ein veredeltes Thier sey, und höhere Zwecke zu erstreben habe. Ihm hat zum Himmel aufzusehen, Gott nicht ohne Absicht

das Haupt erhoben: er soll nie vergessen, daß er nicht der Erde, sondern dem Himmel angehöre. Auf was schon seine Körperbildung hinweiset, dafür sprechen deutlicher und bestimmter seine geistigen Anlagen und Fähigkeiten, die in ihrer Entwicklung endlos sind, und schon darum auf den engen Zeitraum des Erdenlebens nicht eingebannt seyn können. Der Mensch soll, das fordern an ihn seine Natur durch unaufhörliche Selbstveredlung, durch ewig fortschreitende Ausbildung seines Geistes und Herzens, seine rechte Höhe erstreben. Es ist seine unverkennbare Bestimmung, auf keiner Bildungsstufe stille zu stehen, sondern beharrlich darauf seine Kraft und seinen Willen zu richten, daß er stets einsichtsvoller und besser werde. Jeder errungene Vorzug der Seele ist nur ein Pinselstrich zu dem erhabenen Gemälde, das eine Ewigkeit allein vollenden kann. Daß der Mensch Vernunft und freien Willen hat, das gibt ihm nur Vorrang vor den Thieren, denen statt Vernunft blinder Instinct, statt Willensfreiheit sinnlicher Trieb gegeben ist; eigentliche Würde, gerechten Anspruch auf die reine Achtung aller Vernünftigen und auf den Beifall Gottes, erlangt er erst durch guten Gebrauch seiner Vorzüge. Im Stillen sein Herz besiegen, seine süßesten Neigungen aufgeben, sobald ihre Befriedigung der Pflicht zuwider ist; vom Guten sich durch kein Hinderniß, durch keine Beschwerde, durch keinen Widerspruch, durch keine Kränkung abziehen lassen; unerkannt und un-

bewundert der Tugend schwere Opfer bringen — das ist schön und groß, und dadurch allein offenbart der Mensch die Würde seiner Natur. Vor Gott und vor vernünftigen Menschen gilt Jeder nur, was er werth ist durch sein Inneres. Der Höchste auf Erden ist ohne innern Werth nur irdisch groß, und der Geringste durch den Adel seiner Seele über jeden irdischen] Maßstab erhaben. Das Wahre erkennen, das Schöne lieben, das Gute wollen, das Beste thun, das allein vollendet den guten Menschen, in so ferne Vollendung mit der menschlichen Natur vereinbar ist; Liebe und Wohlthun ist sein Wesen, und bescheidene Demuth sein Schleier. Beständig und unaufhaltsam Lernen und nach Besserm streben, das ist seine Bestimmung, der Zweck seines Hierseyns, dem alle niedrige Bedürfnisse der Erde nur dienen sollen: seine Vernunftfähigkeit soll zur Vernunft, seine feinern Sinne zur Kunst, seine Triebe zur Menschenliebe gebildet werden, jedes einzelne Bedürfniß sollte eine Mutterhülle seyn, in der ein Keim der Humanität sproßte. Das Bedürfniß der Nahrung sollte ihn zur Arbeit, zur Gesellschaft, zum Gehorsam gegen Gesetze wecken; der Geschlechtstrieb sollte Geselligkeit, eheliche, älterliche, kindliche Liebe auch ins harte Herz des Unmenschen pflanzen, und schwere, langwierige Bemühungen für sein Geschlecht ihm angenehm machen, weil er sie ja für die Seinen übernimmt. Schön hat Chr.

Schreiber des Menschen Bestimmung in nachstehenden Versen gezeichnet:

Ein Herz, aus dem der Liebe Ströme fließen,
Ein Wille, der des Fleisches Trieb regiert,
Ein Drang, in göttlich Thun sich zu ergießen,
Ein Streben, das im Höchsten sich verliert,
Ein Sinn, der das Vollkommene nur schätzet,
Dies ist das Ziel, dem Menschen vorgesetzet.

Mit dieser Bestimmung hat Gott dem Menschen sein eigenes Schicksal gleichsam in die Hand gegeben. Der Mensch könnte nicht leben, wenn er nicht die Vernunft brauchen lernte. So bald er das thut, ist ihm freilich die Pforte zu tausend Fehlversuchen und Irrthümern, aber auch, und selbst durch diese Irrthümer, der Weg zum bessern Gebrauch der Vernunft eröffnet. Je schneller er seine Fehler erkennen lernt, und je entschlossener er darauf seine Kraft verwendet, sie zu bessern: desto weiter kommt er, und desto mehr gewinnt er an Humanität, die er ausbilden muß, wenn er nicht Jahrhunderte durch unter der Last eigener Schuld ächzen will.

So entschieden des Menschen Bestimmung ist, so befremdend und doch unläugbar ist es auch, daß auf Erden unter allen lebendigen Wesen der Mensch dem Ziele seiner Bestimmung am meisten fern bleibt. Jedes Thier erreicht, was es nach seiner Organisation erreichen soll; der einzige Mensch erreicht es nicht. Bei den wenigsten Menschen ist

Gott ähnliche Humanität im reinen und weiten Umfange des Wortes eigenthümliches Studium des Lebens; die meisten fangen nur spät an, damit sich zu befassen, und bei den besten ziehen niedrige Triebe den erhabenen Menschen nicht selten zum Thier hinab. Dem Thier ist die Muttergabe der Natur, sein Instinct, der sichere Führer; der Mensch muß alles, was ihn dem Ziel seiner Bestimmung näher bringt, erst mühsam lernen, und er lernt es meistens unvollkommen, weil er mit dem Saamen der Vernunft und Tugend auch Vorurtheile und üble Sitten erbt, und in seinem Gange zur Wahrheit und Seelenfreiheit mit Ketten aller Art beschwert ist. Die Fußstapfen göttlicher Menschen, die er vor und um sich her gezeichnet wahrnehmen könnte, sind mit so viel andern verwirrt, auf denen schlechte Menschen wandelten, und von diesen so zusammen getreten, daß es wohl kein Wunder ist, daß die Mehrheit sich gemächlich auf der breiten Straße der Gemeinheit fortbewegt, wenn man auch nicht wüßte, daß das Ziel menschlicher Bestimmung in der Unendlichkeit liege. Dadurch wird erklärbar, wie es komme, daß der Mensch, welcher auf sich selbst den höchsten Werth setzt, sich doch oft um den niedrigsten Preis weggiebt; dadurch löset sich der Widerspruch des Menschen mit sich selbst: er glaubt an Gott, und liebt das Göttliche nicht; er ehrt die Tugend und fröhnt der Leidenschaft; er hofft Unsterblichkeit, und giebt

dem Vergänglichen sich hin; er will glücklich seyn, und rennt ins Verderben; er will als Wahrheitsfreund gelten, und hält sich am Irrthum fest; er brüstet sich mit der Menschenwürde, und gefällt sich, Thier zu bleiben. Wo die Sinnlichkeit so leicht die Vernunft verdüstert, und der Mensch sich erst mühsam aus dem Schlamme der Sinnlichkeit aufrichten muß, ist so eine Erscheinung nicht mehr räthselhaft. Das ganze Gebilde der Humanität im Menschen hängt durch eine geistige Zeugung (Genesis), die Erziehung, mit seinen Eltern, Lehrern, Freunden, mit allen Umständen im Laufe seines Lebens, also mit seinem Volke und den Vätern desselben, ja endlich mit der ganzen Kette des Geschlechtes zusammen, das irgend in einem Gliede eine seiner Seelenkräfte berührt, daß es an ein Wunder grenzte, wenn es auf Erden, wo alles so verschieden und vielartig ist, wo so Mancherlei auf unser Geschlecht einwirkt und wo von der bildenden Vorsehung es auf so ungleichen Wegen weiter geführt wird, anders wäre. Abschweifungen vom Wege an's hohe Ziel menschlicher Bestimmung sind unvermeidlich, so lange es noch Menschen giebt, deren Vernunft mit der Sinnlichkeit in ungleichem Kampfe liegt. Der Grundriß der Seelenbildung ist sogar nicht selten die Frucht der ersten Eindrücke, welche das Wohnort und die erste Umgegend eines Menschen auf sein Gemüth machen. Diese Eindrücke sind gewöhnlich die

ältesten, und durch's ganze Leben die lebendigsten, daher sie auch der leeren Tafel der Seele den ersten Anstrich geben, den die Folgezeit selten wieder ganz auslöscht. Wie könnten unter so ungleichen Verhältnissen und Umständen einzelne Menschen und ganze Völker auf ihrem Bildungswege gleichen Schritt halten? —

Der Mensch, in seinem anschaulichen Seyn und alltäglichen Wirken aufgefaßt, scheint ganz aus Widersprüchen zusammengesetzt zu seyn; er erscheint groß und klein, wie man es nehmen will. Er gefällt sich im seidenen Gewand, und kann kein Lämmchen mit Wolle bekleiden; er baut das Feld, und wartet ängstlich des Gedeihens; Tausende zittern vor seinem Blicke, und er selbst zittert vor dem Tode; er lenkt den Blitz von seiner Wohnung ab, und kann nicht verhüten, daß Stürme, Hagel und Wasserfluten seine Aecker und Auen verwüsten; er streckt durch das donnernde Geschütz Menschen und Thiere nieder, und kann nicht einmal einen abgerissenen Finger wieder an seine Stelle heilen; er hält ungeheure Schiffe auf tobenden Meereswellen im Gleichgewicht, und kann sich gegen die Macht der Seuchen und Krankheiten, die ihn entkräften und niederdrücken, nicht aufrecht erhalten; er weiß Felsen zu sprengen, die höchsten Bäume zu fällen, Flüssen eine andere Richtung zu geben, gefahrlos in den Abgrund des Ozeans zu dringen, sich ohne Flügel zum Adler über die

Wolken zu erschwingen, Metalle aus unterirdischen Tiefen zu holen, die nie das Tageslicht bestrahlt hat, auf die Spitzen ewig beschneiter Hochgebürge zu klettern, Löwen und Tiger zu bändigen, das starke Roß nach seinem Willen zu lenken, und Insekten, die er gern vertilgen möchte, trotzen seiner Ohnmacht; er arbeitet oft mit Geschicklichkeit und rastloser Anstrengung, und eine Kleinigkeit vereitelt seine Unternehmungen; er macht die schönsten und regelmäßigsten Uhren, und kann doch seine Lebens-Uhr, wenn sie einmal abgelaufen ist, nicht wieder aufziehen; er fühlt sich groß und selig nach jeder schönen und guten That, und läßt sich doch öfters durch Leidenschaften, die er als die gefährlichsten Feinde seiner angebohrnen Hoheit und seiner Ruhe kennt, besiegen, und zuweilen tief unter seine Menschenwürde, sogar unter das Thier hinabziehen; er kann durch Tugend sich zu Gott erheben, und zieht oft vor, ein Teufel zu seyn; er kann durch gemeinnütziges Wirken um sich her Segen verbreiten, und findet mehr Freude daran, durch Uebermuth und Gewaltthat Fluch über die Welt zu bringen; er kann durch Gewerbsamkeit und nützliche Thätigkeit sich Vermögen und die öffentliche Achtung erwerben, und er dünkt sich größer, wenn er durch Betrug oder Gewalt sich bereichern, und verdienstlos in ein hohes Amt sich einschwärzen kann, ohne daran zu denken: der Mensch, der dem Felde zwei Kornähren abgewinnt,

das sonst nur eine trug, sey ohne Vergleich mehr werth, als ein König, der eine halbe Welt erobert, aber sie ausplündert.

Wer könnte im Menschen diese und ähnliche Widersprüche sich erklären, wer sie mit des Schöpfers unendlicher Macht, Weisheit und Güte in Einklang bringen, wenn des Menschen Todestag die Grenzlinie seiner Vervollkommung wäre? Wozu im Menschen endlose Fähigkeiten, wenn die Dauer seines Geistes nicht über die Schranken der Zeit hinausreichte? — Die Unsterblichkeit ist es allein, die im Menschen alle Geheimnisse seines Wesens entziffert. Wohl ist, wie Herder sagt,

Wohl ist das Menschenleben schwach,
Und träufelt in der Zeiten Bach.

Allein mit dem Leben des Geistes ist es anders; der Geist muß seinem Zwecke nach fortbestehen, wenn längstens schon der Tod den Leib zerstört hat. Wozu, fragt mit Recht J. Paul, wozu auf Erden ein Geschöpf mit unnützen Lichtflügeln, wenn es in die Geburtsscholle zurück faulen sollte, ohne sich je mit den ätherischen Flügeln loszuwinden? Nein doch, nein!

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren;
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Bessern sind wir gebohren;
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Schiller.

Wenn die Pflanze verdorret, und als Staub vom Winde verweht wird; glauben wir darum nicht, die Bestandtheile des ehemaligen Gewächses seyen aus dem Weltall verweht! — Nichts vergeht, nur die Verbindungen der Dinge ändern sich, nur die Formen wechseln; alles dreht sich in einem ewigen Kreislaufe. Und das Loos des Menschen allein könnte Vernichtung seyn? Er allein, der hienieden alles überragt, sollte in den Wogen des ewigen Wechsels untersinken? — Zweifler, lege unbefangen die Hand aufs Herz, um von ihm zu vernehmen, was an der Sache sey; und es wird dir so bestimmt als deutlich antworten:

Ich fühle, daß in mir ein göttlich Etwas lodert,
Das lebt, wenn seine Hülle modert.

Uz.

O ja, der Glaube an Unsterblichkeit dringt sich unwiderstehlich jedem Menschen auf, der nicht geflissentlich die Augen zudrückt, damit er den hellen Tag nicht sehe. Daher war auch dieser Glaube von jeher allgemeiner Volksglaube auf Erden. Auch der Kamtschadale hat ihn, wenn er seinen Todten den Thieren hinlegt; auch der Neuholländer hat ihn, wenn er den Leichnam ins Meer senkt. Keine Nation verscharret die Ihren, wie man ein Thier verscharrt. Jeder Wilde geht sterbend in's Reich der Väter, in's Land der Seelen. Das innige Gefühl eines Daseyns, das eigentlich von keiner Vernichtung weiß, geht also der sich entwickeln-

den Vernunft voran, und der allgemeine Glaube an die Fortdauer dieses Daseyns ist die Pyramide der Religion auf allen Gräbern der Völker. Dieser so alte, und so allgemeine Glaube an Unsterblichkeit ist das Einzige, was die Vorsehung rechtfertiget. Man kann die Unsterblichkeit nicht läugnen, ohne dem Ewigen Plan abzusprechen, ohne die ganze Weltgeschichte zu verdunkeln, ohne die Menschen gleichsam aus ihren höhern Verhältnissen zu Gott heraus zu reißen, ohne ihr Erdenleben um alle Einheit, Haltung, Ründung und Hoffnung zu bringen, und Millionen Leidender ihre einzig wahre Beruhigung zu rauben. Man muß einen Gott anerkennen, der belohnt und straft, oder gar keinen. So ungereimt es wäre wenn man sagte: Gott ist unwissend, schwach; so ungereimt wäre es, wenn man sagte: Gott ist ungerecht. Ohne einen künftigen Vergeltungszustand Jenseits wäre alles unerklärbar im Reiche der Sitten und der leidenden Tugend. Wenn der Mensch nur das seyn sollte, wie wir ihn unaufhörlich in der Geschichte sehen, voll Schwäche und Irrthum, voll Hinfälligkeit und Elend, und weiter nichts mehr: so wäre er entweder das unsinnigste Product des Ungefährs, oder man müßte annehmen, der Schöpfer habe seinen Zweck verfehlt. Wer den Wechsel der Dinge in der Weltgeschichte unbefangen zu durchsehen im Stande ist, und das Gute mit dem Bösen vergleicht: dem wird der Plan der Vorsehung nur dann be-

greiflich, wenn er annimmt, daß sich der Mensch nur im Vorhofe einer andern Welt befinde. O, zweifle doch Keiner: ein höheres, besseres Leben im Geiste ist uns gegeben, und eine heilige bessere Welt liegt jenseits, in der wir Bürgerschaft haben sollen! —

Auch wenn gerechte Seelen der Tod
Von Hüllen der Sterblichkeit scheidet,
Entfliegen sie froh zum Reiche des Lichts
In leuchtende Körper gekleidet.
Unsichtbar sterblichen Augen, durchschwimmt
Des Raumes unendliche Meere
Der Widergebohrne, in Aether gehüllt,
Und schöpft sich höhere Lehre.

Bronner.

Der Mensch, was auch der Unglaube dagegen einwenden mag, ist zur Humanität da. Was auf der Erde noch nicht geschehen ist, muß und wird künftig geschehen; denn unverjährbar sind die Rechte der Menschennatur, und die Kräfte, welche Gott in sie legte, unaustilgbar. Die ganze Geschichte wird, aus diesem Standtpunkte betrachtet, uns eine Schule des Wettlaufs zu Erreichung des schönsten Kranzes der Humanität und Menschenwürde. Alles Leben, Streben und Leiden gewinnt erst dann eine vernünftige Ansicht, wenn der Glaube an die Unsterblichkeit in der Mitte liegt. Mit Flammenschrift ist jedem Menschen die Lehre ins Herz geschrieben:

Wachse, blühe, reife für den Himmel!
Dort fängt eine neue Aussaat an.

Witschel.

So bald wir fest glauben, daß unsere Bestimmung keine andere sey, als sittlich gut zu werden, so sind wir auch überzeugt, daß wir ewig leben müßen, weil unser Strebeziel ausser den Schranken der Zeit liegt. Darf die Vernunft an uns die Forderung machen, für die Tugend sogar das Leben zu lassen; so muß sie als entschieden voraussetzen, daß wir für ein solches Opfer jenseits Entschädigung finden.

Auch in der Hoffnung des Menschen liegt heimlich die Verheißung des Himmels verwahrt. Wer ein unsterbliches Leben wünscht, der beweißt es zugleich. Des Menschen Durst nach Glückseligkeit bezeugt, daß eine Glückseligkeit sey; denn die Natur strebt nie nach einem bloßen Nichts. Dieser ungelöschte Durst bezeugt, daß die ersehnte Glückseligkeit nicht hier sey, sondern höher liege. Fremdlinge, die auf Bergen gebohren sind, zehrt in niedrigen Gegenden ein unheilbares Heimweh aus; das wahre Vaterland des Menschen muß also höher, als die Erde liegen, weil ein ewiges Sehnen ihn drängt und zernagt. Wie könnte auch für den Menschen, der berufen sich fühlt, im unermeßlichen Gebiete des Wahren und Guten stets vorwärts zu dringen, und in dem Neigungen sich regen, deren Umfang nichts auf Erden auszufüllen vermag,

wie könnte für ihn ewige Abgeschiedenheit im einsamen Grabe das Letzte seyn? — Nein, nein! dem Menschen muß aus dem Tode ein besseres Leben keimen. Bleibendes läßt sich nicht im ersten Wurf gestalten. Des Menschen Erdenleben liegt zwischen zweien Geburtsstunden eingeschlossen: die erste giebt ihn an die Erde, die zweite an den Himmel ab. Das Erdenleben ist die Knospe seines Daseyns, das dunkel anbrechende Licht. die Dämmerung seines Tages; heller Tag, der ewig währt, geht ihm erst jenseits des Grabes auf.

Auf Unsterblichkeit weisen besonders die großen Anlagen und Kräfte im Menschen, die er hier, wie alt er auch werden mag, nie alle, und nie vollkommen weder entwickeln noch anwenden kann. Wozu diese Anlagen, zu deren Entwickelung der Mensch hier oft weder Zeit noch Gelegenheit hat, wozu Kräfte, zu deren Anwendung er oft nur schwache Versuche machen kann, wenn sein Daseyn mit dem Erdenleben geschlossen wäre? — Es sterben Kinder, die kaum angefangen haben, ihr Daseyn zu fühlen: es sterben Jünglinge und Männer, in welchen eine Kraftfülle wohnt, die sie großen Theils unbenutzt wieder mit sich in's Grab nehmen; es sterben ganze Völker, die noch auf der niedrigsten Bildungsstufe ohne ihre Schuld stehen blieben: müßten wir nicht mit unserm Glauben an Gottes Weisheit, die nichts umsonst thut, in's Gedränge kommen, wenn des Menschen Daseyn nicht über sein Grab hinaus-

reichte? — Und wie wäre es mit der göttlichen Gerechtigkeitspflege in der sittlichen Welt, wenn ein Rasen oder Leichenstein den ganzen Menschen bedeckte? Wie doch, so viele edle und große Thaten bleiben hier unbelohnt, und so viele schwarze Verbrechen unbestraft; so mancher Tugendfreund erliegt unter den herben Schlägen des Mißgeschickes, indessen der verworfenste Bösewicht zeitlebens sich im Schooße des Wohlseyns behaglich schaukelt: und es sollte keine künftige Vergeltungzeit seyn, die diese Widersprüche ausgleiche? — Der Mensch sollte hier aussäen müßen, ohne Hoffnung, dort eine segensvolle Erndte zu haben? — Wohl dem Menschen! es waltet ein gerechter Gott über ihm, der ihm einst jede gute That ewig vergelten wird. Das tröste in bedenklichen Fällen des Lebens sein Herz, das erhebe im Kampf für die Tugend seinen Muth, das erheitere beim unwillkührlichen Hinblick auf die dunkle Nacht des Grabes seine Seele! Hier ist nur seines Daseyns Frühling, dort erst sein Erntefest. Nicht er, nur seine morsche Hülle wird in's Grab gelegt, nur seine Leiche wird beerdiget. Was einst von ihm die Würmer der Begräbnißstätte zernagen werden, was von ihm in der großen Werkstätte Gottes zu einer neuen Schöpfung übergehen wird, das ist nicht Er selbst, sondern nur die Reste seines verlassenen Leibes. Die Erde nimmt nur wieder zurück, was ihr angehört. Das Höhere im Menschen der eigentliche Mensch, seine Seele er-

hebt sich in eine andere höhere Gegend im Reiche Gottes. Das, was wir Tod nennen, ist für den Menschen nicht eigentlicher Uebergang in die Ewigkeit, weil er hienieden schon in der Ewigkeit steht, sondern Uebergang zu größern und seligern Verhältnissen; er ist Wechsel der Wohnung im großen Vaterhause; er ist Umtausch einer Kinderwiege mit dem Leben am Vaterherzen. O wahrlich

Das Leben bleibt und Unsterblichkeit,
Ob auch, was Staub ist, vermodert;
Die Asche verglimm', in die Lüfte zerstreut,
Die himmlische Flamme doch lodert.
Was denket und liebet, und forschet und späht,
Der Gott in dem Menschen nicht untergeht.

H. A. Niemeier.

Ergriffen von solchen Betrachtungen, schrieb daher Rousseau an Voltaire: wenn Gott mächtig, weise und gerecht ist, so ist auch meine Seele unsterblich. Wer könnte sich eines Andern überzeugen, wenn er, was in seiner Seele vorgeht, in Beziehung auf Gott überdenkt? Kein Wunder, daß von gleichen Betrachtungen tief ergriffen, Matthisson über die Unsterblichkeit seiner Seele in den frohen Ausruf sich ergoß:

Du, die sich tief in mir ein Leben denkt,
Aus allen Sphären, Seele, tönt es nieder:
Zum Staube wird, was Staub ist, nur versenkt;
Des Himmels Funke kehrt zum Himmel wieder.

Sogar die Laster des Menschen, sein unersättlicher Durst nach Wollust, Gold und Ehre, ver-

kundigen, daß er für unendliche Glückseligkeiten gebohren sey. Heftige Leidenschaften, welche sich gleich Adlerflügeln, über unser Nest hinausstrecken, und, weit über den Werth aller Dinge hienieden erhaben, für die Erde zu groß sind, prophezeien einen edlern Flug, und erweisen unser Recht an den Himmel. Da ihnen die Erde ein zu enger Spielraum ist, liegt am Tage, daß uns ein höheres Strebeziel gesetzt sey, und daß menschliche Glückseligkeit auf Besserm beruhe, als auf Befriedigung von Trieben, die wir mit dem Thier gemein haben. Und spricht nicht selbst die Natur ein kräftiges Wort für den Glauben an Unsterblichkeit? — Nichts geht im Weltall verlohren; was vernichtet scheint, kömmt nach einiger Zeit wieder in einer neuen Gestalt zum Vorschein. Die ekelhafte Raupe spinnt sich ein, übergeht in einen Zustand der Empfindungslosigkeit; aber bald erbricht sie das selbstgemachte Grab, und tritt als leichter, bunter Schmetterling hervor. Und —

Der Wurm, der sich mit dem Cocon umspann,
Gereitzt von des Instinctes sicherm Locken,
Fängt ausgeschlüpft ein neues Leben an,
Bringt Flügel mit aus seinen seidnen Flocken,
Trinkt Thau und Saft aus Blumen, und erwirbt
Sich ein vollkommner Seyn, indem er — stirbt.

Ungen.

Auch das Saatkorn geht im Schooße der Erde in Verwesung über; aber nach wenigen Monaten prangt an der Stelle der Verwesung die

schwankende Aehre. Sollte es mit dem Menschen, der die Krone der irdischen Schöpfung ist, anders seyn? sollte er allein untergehen, während aus der Verwesung des Unedlern Thätigkeit und Leben hervorgehen? O wahrlich, schon daraus ergiebt es sich, daß die Lehre von der Auferstehung der Todten so unnatürlich nicht sey, wie der Unglaube wähnt, wenn sie mit der Unsterblichkeitslehre gehörig verbunden, und von der Fortdauer des Menschen in der Zukunft mit einer organischen, obgleich veredelteren Natur in dem ewigen Reiche Gottes verstanden wird! —

Unsterblichkeit ist ein Hauptzug im Bilde des Menschen, und setzt nach seinem Hinüberscheiden Bewußtseyn voraus. Nicht wissen, daß man da ist, heißt Vernichtung, und nicht wissen, daß man da war, heißt nicht Fortdauer, sondern neuer Anfang. Die Tugend wäre ohne Rückerinnerung, ohne Zusammenhang mit einem künftigen Leben? Das Hier und Dort müssen ein unzerrissenes Ganzes ausmachen. Es ist vorzüglich das Bewußtseyn der hier geübten Tugend, was dort beseligt. Der Mensch muß wissen, was er hier für ein Fundament legte, um dort darauf fortzubauen; wo er es hier ließ, um dort anzuknüpfen.

Wie des Menschen Zustand drüben seyn werde, auf welche Weise sein gegenwärtiges Leben mit dem künftigen verknüpft sey, wo er leben, und wie die Form seines Denkens seyn werden? — das alles

sind Fragen, die wir unserer Neugierde unbeantwortet lassen müssen. Ueber das Jenseits hat Jesus uns alles gesagt, was zu wissen uns frommt: „Kein Auge hat's noch gesehen, kein Ohr gehört, und kein Menschenherz kann es fassen, was von Gott denen bereitet ist, die aufrichtig und innig ihn lieben."

Mensch, fühle deine Würde ganz! ehre durch Rechtthun die Vorzüge deiner Natur! Auf der Reise durch's Leben sey Vorsicht dein Anker, dein Führer die Pflicht! Lang ist der Weg, falsch die Welle, fern das Ziel. Es ist Schande, hinter diesem Ziel zurück zu bleiben, da alles in der Natur weiter rückt. Fortschreiten ist deine Bestimmung. Alles Menschliche, sagt Schiller, muß erst werden und wachsen und reifen, und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit. Du darfst dich nie einbannen auf einen bestimmten Kreis des Wahren und Guten, nie blindlings dem Herkommen huldigen. Mag an Vielen der Spruch eines alten Weisen sich bewähren: Der Mensch sey ein Thier der Gewohnheit; mag vielen der Wahlspruch gelten: Lasset es, wie es war! das Alte ist das Beste; zeige, daß die Macht deines Geistes größer sey, als die Macht der Gewohnheit! Handle nie, vom Vorurtheile geleitet! Jedes Vorurtheil verräth Schwäche oder Mangel des Verstandes, und ist schon darum entehrend. Je mehr sich der Kreis deines Wissens erweitert, und je stärker dein Herz

zum Guten dich hinzieht, desto näher rückst du dem Ziel, das dir von der Hand des Ewigen ausgesteckt ist.

Achte das Gute auch an Andern, und verachte keinen Menschen! Der Geringste kann wohlthätig wirken. Jeder, er erscheine im bürgerlichen Leben noch so unbedeutend, kann durch ein sonderbares Zusammentreffen der Umstände für Andere sehr bedeutend werden. Es fehlt nicht an Beispielen, daß arme Dienstboten die Ernährer ihrer verunglückten Herrschaften wurden; daß Bettler mit ihrem Brode den Hunger der Reichen stillten; daß gemeine Knechte, Fürsten das Leben retteten. Erniedrige nie einen Menschen zum bloßen Werkzeug! Der verdient nicht Mensch zu seyn, der mehr Andere benutzen, als ihnen nützlich seyn will. Ehre die Menschenrechte im Geringsten! Wer von Menschenrechten spricht, ist darum noch kein Jakobiner oder Carbonari, sonst müßten auch David, Salomon, alle Propheten, selbst Jesus so heißen; denn namentlich der Letzte will, daß auch den Armen das Evangelium gepredigt, oder was gleich viel sagen will, daß auch die Bauern und Taglöhner klug und verständig gemacht werden. Nichts weckt mehr das Gefühl für Menschenrechte, als selbst erlittenes Unrecht, und eigene unverdiente Noth; denn wahrlich,

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie durch kummervolle Nächte

Auf seinem Bette weinend saß,
Hat kein Gefühl für Menschenrechte.

Es ist keine seltene Erscheinung, daß man die Menschenrechte an der Wurzel verletzte, für welche man kurz vorher mit Eifer das Wort nahm. Dieselben Regierungen, die über das zu Markt bringen und Verkaufen der Menschen vor aller Welt laut ihren gerechten Unwillen aussprachen, trugen kein Bedenken, ganze Völker zu vertauschen und zu verkaufen ꝛc. ꝛc. Wer möchte nicht Blut weinen über zertretene Menschheit?! —

---

3. Gott.

Das unermeßliche Weltall, am Firmament das zahllose Heer der Sterne, die Erde mit ihrem Reichthum, der Mensch mit seinen Vorzügen, Alles weiset auf einen allmächtigen, ewigen, unendlich weisen und gütigen Urheber — auf Gott — hin. Das Gefühl ahnet in dem Schönen und Erhabenen der Natur den in ihr waltenden Geist Gottes: der fliegende Blitz, der rollende Donner, der brausende Sturm sind des Allmächtigen Boten; ihn verkünden Blüthen und Blumen und Früchte, ihn offenbaren die Flammenzüge an seinem Sternenhimmel, dem Gewölbe des heiligen und ringsumschließenden Tempels; und in seiner Allmacht und Weisheit ahnet unser Herz auch seine ewige Liebe. Nein, nicht blos in der Natur außer uns ahnen wir das Göttliche, auch in uns vernehmen wir Gottes Offenbarungen; er redet zu uns in der Stimme des Gewissens, in dem Sittengesetze. Die Nacht unsers Innern ist durch die Strahlen einer bessern Welt erleuchtet; die Anlagen zum Wahren, Schönen und Guten, die wir in uns tragen, machen uns zu Mitbürgern jener Welt,

wo der heiligste Wille herrscht, wo die höchste Wahrheit und Schönheit und die reinste Güte vereint sind. Unsere Vernunft kann sich kein Werk, das in allen seinen Theilen und Anlagen die höchste Weisheit verräth, ohne weisen Urheber — keine Naturgesetze ohne Gesetzgeber — keine stäte zweckmäßige Veränderung ohne erste Ursache — kein Leben ohne Lebensquelle — kein Sittengesetz ohne einen höchsten heiligen Willen denken; sie kann dem blinden Zufall keine Schöpferkraft beimessen. Auf die Fragen: Wer rief die Welt ins Daseyn? Wer schuf die Erde? Wer kleidet die Felder im Frühling mit reizendem Grün, im Sommer mit goldenen Aehren? Wer schmücket die Auen und Gärten mit lieblichen Blumen? Wer gab der Natur ihre Kräfte und Wirkungsgesetze, die seit Jahrtausenden sich gleich blieben? Wer schaft so regelmäßig durch Sonnenaufgang den Tag? Wer führt den Mond herauf, daß er unsere Nächte beleuchte? Wer läßt Frühling und Herbst, Sommer und Winter so ordentlich und in so abgemessenen Zeiträumen zu unserer Erhaltung und Erquickung abwechseln? Wer legte die Keime des Lebens, die Geschicklichkeit Nahrung und Wohnplatz zu finden, die Triebe zur Fortpflanzung in so zahllose Thierarten? Wer legte in die Natur des Menschen Vernunft und freien Willen, daß er sein eigener Gesetzgeber und Richter sey? rc. auf diese und ähnliche Fragen dringt sich gewiß unwiderstehlich jedem Un-

befangenen die einfache Antwort auf: — Gott —. Ja, der Gott der Natur hat sein Daseyn auf alle seine Werke, und sein Gesetz in die Herzen aller Menschen geschrieben. Durch ihn besteht alles, was ist; sogar das weiche Würmchen pflanzet sich auf sein Geheiß durch die stürmischen Jahrtausende fort. Ohne Gott ist keine Welt, und ohne inniges Glauben an Gott keine Seligkeit in der Welt. Alles was ist und lebt, steht unter Gottes Hoheitsbefehlen; er selbst ist der König, dessen Ehrentempel dort über uns von Millionen Sternen brennt.

Die Idee Gottes ist das Höchste, was die Vernunft erreichen kann. Gott ist ein unendliches und ewiges Wesen, das sein Daseyn aus der Nothwendigkeit seiner eigenen Natur, und alle Vollkommenheit aus sich selbst hat. Er ist ein Wesen ohne Gestalt und Wohnung, ohne Abnahme oder Gleichheit, überall gegenwärtig, gegenwärtig seinen geheimsten Gedanken. Sein Verstand bedarf keiner Vernunftschlüsse; — ihm sind weder Sätze noch Prämissen, noch Schlußfolgerungen nöthig. Er ist ganz anschauend; er sieht in gleichem Grade, was jedes Ding ist, oder was ihm zu seyn möglich ist. Alle Wahrheiten sind für ihn nur ein Begriff — aller Raum ist für ihn nur ein Punct — und die Ewigkeit selbst ein Augenblick. Alles, was da ist, ist Ausfluß seiner Kraft und seines Willens; alles steht unter seiner Leitung. Wir können Gott nicht sehen, weil er allgegenwärtig ist, und weil

das irgendwo seyn muß, was wir sehen sollen. Was außer Raum und Zeit liegt, ist den Sinnen unerreichbar. Gott irgendwo schauen wollen, heißt seine Seligkeit auf einen Widerspruch bauen. Was überall ist, was kein Raum umschließt, kann unter keiner Gestalt gedacht werden; vom Geiste ist keine Nachbildung möglich. An Gott ist alles unbegreiflich, weil er unendlich ist, und für das Unendliche kein Maaß sich findet. Darum hat er auch Seinesgleichen nicht, weil der Begriff der Einheit unzertrennlich mit dem Wesen der Gottheit verschlungen ist. Es kann durchaus keine Vollkommenheit geben, die nicht im Verein mit allen in Gott sich fände. Wer Gott eine einzige abspricht, läugnet sein Daseyn.

So unbegreiflich Gott ist, so giebt es doch von ihm eine Vorstellung, die wenigstens das Herz versteht, und darum auch dem Geist genügt. Es ist die Vorstellung in den wenigen Worten enthalten: Gott ist die Liebe. Schon der Apostel Johannes wies IV. 8. auf diese Vorstellung hin, worüber ein alter ehrlicher Teutscher — Sebastian Frank — in fast gleichem Geiste sich aussprach: „Gott, so schrieb er, ist ein unaussprechlicher Seufzer, im Grunde der Seele gelegen. Ohne Gott ist das Ich einsam durch alle Ewigkeiten hindurch. Alles Irdische verklärt und sonnt sich in dem Gedanken an Gott. Das Ich sucht ein Ur-Ich". Der Gedanke an Gott, so zart aufgefaßt, thut dem Herzen un-

säglich wohl. Nichts geht über die Empfindung wie viel an wahrer Freude bei einer solchen Vorstellung von Gott gewonnen wird; wie sehr dadurch die Aussicht auf alles um uns her sich erhellt; in wie viel schönerer Gestalt uns die Welt erscheint, wenn wir sie als ein Werk der göttlichen Güte betrachten; wie viel ruhiger jeder Genuß des Lebens, wie viel reiner, rührender und befriedigender uns jeder Zuwachs des Wohlseyns wird, wenn wir darin ein eigentliches Geschenk aus Gottes Vaterhand erkennen, und welch ein lindernder Balsam damit in die vom Schicksal oder von den Menschen geschlagenen Wunden fließt, wenn wir wissen, daß die Hand der Liebe den Streich führte.

Der Glaube an Gott ist eine Frucht, die eigentlich erst in der heiligen Gluth des menschlichen Herzens zu Reife gebracht wird; wer ihn von der Frucht ableitet, die selber vom bösen Geiste geschaffen ist, der begeht den größten Mißgriff, und macht gleichsam nach J. Pauls witziger Bemerkung den Teufel zum Großvater Gottes. Furcht kann wohl rohen Aberglauben, aber nicht kindlichfrommen Glauben an die ewige Liebe erzeugen, welcher allein beseligt. Dieser Glaube allein ist der Fels, auf den die menschliche Bestimmung gegründet ist, der Stern, der den Menschen durch's Leben, und bis jenseits des Grabes leiten soll. Alle Erkenntniß des Menschen, von der Milbe an bis zum Sonnensystem, alle Sittlichkeit des Men-

schen von dem ersten Gefühle des Rechts bis zur höchsten harmonischen Reinheit des Gemüths geht einzig aus diesem Glauben hervor; er ist die einzige Grundlage aller Religion. Wer Gott nicht als Vater kennt, wird ihn nicht als Kind lieben, was im Gebiete der Religion Hauptsache ist. Der beste Altar ist ein Gott ergebenes Herz; Rechtthun aus Liebe ist die einzig wahre Gottesverehrung. Herz und Glaube im Bunde; — auf diesem Wege allein gelangen wir zum Vater. Soll Glaube rechter Art seyn, so muß Liebe ihm die Weihe geben. Wenn es Gottesläugner giebt, so ist es weniger der irrgeführte Verstand, als das böse Herz, was dazu sie macht; es ist meistens Stolz, der sich schämt, wie Andere zu denken, und Drang, sich bei einem weichlichen Leben, von dem man sich nicht lossagen will, gegen göttliche Strafgerichte sicher zu stellen. Es giebt Leute, die es unter ihrer Würde finden, mit dem gemeinen Volke zum gleichen Glauben sich zu vereinigen, und zu vornehm sich dünken, über sich einen Urheber und Herrn der Natur zu erkennen; die daher so reden und thun, als wenn entweder kein Gott wäre, oder als wenn sie in ihrem Betragen nicht die geringste Rücksicht auf ihn nehmen dürften. Haller hat sie in nachstehenden Versen ungemein treffend gezeichnet:

Der Fürst, dem Laster nützt, den Gottesfurcht umschränket,

Der Freigeist, der sich schämt, wann er, wie Andre denket,
Der Weichling, dem ein Gott zu nah' zur Strafe scheint,
Sind, aus verschiednem Grund, doch wider Gott vereint.
Oft deckt der Priester selbst sich mit erlernten Mienen;
Sein Herz verhöhnt den Gott, dem seine Lippen dienen.

„Ich kann nicht glauben, sagt der Verfasser der Andachtsstunden, über welchen dermalen die dogmatischen Spürhunde so unbarmherzig herfallen, daß es im wahren Sinne einen Gottesläugner gebe; aber giebt es einen, so ist es derjenige, welcher die Religion, das Heiligthum aller guten Menschen, zu einem heidnischen Gaukelspiel für's Volk macht, um dabei seinen Eigennutz oder seine Ehrsucht zu sättigen; oder welcher das Göttliche zu einer gemeinen Polizei-Maaßregel herabwürdiget, womit er, wie ein Thier am Leitseil, den Pöbel anziehen oder loslassen kann. Da ist nicht das Reich Gottes, und würde mit silbernen Glocken geläutet." Mit dem Glauben an Gott geht für den Menschen Alles verlohren, mit ihm erlöscht der letzte Sonnenstrahl, der in die Tiefe des Jammers dringt. Unglaube und ein reines Leben sind unvertragsame Nachbarn. „Das ganze geistige Universum wird durch die Hand des Atheismus zersprengt und zerschlagen in zahllose quecksilberne Punkte von Ichs, wie Jean Paul sich ausdrückt,

die blinken, rinnen, irren zusammen und aus einander fliehen ohne Bestand und Einheit. Niemand ist im Weltall so sehr allein, als ein Gottesläugner: er trauert mit einem verwaisten Herzen, das den größten Vater verlohren hat, neben dem unermeßlichen Leichname der Natur, den kein Weltgeist regt und zusammen hält', und der im Grabe wächst und trauet, bis er sich selber abbröckelt von der Leiche". Affectirter Atheismus bei Hohen und Vornehmen, bei Männern, die am Staatsruder sitzen, ist der unbegreiflichste Unsinn. Wo es einmal laut wird, daß die Regenten und ihre Gehülfen keinen Gott glauben, da dürften wohl bald die Regierten so klug werden, sich durch den Glauben an Gott nicht hindern zu lassen, ein Joch abzuschütteln, das man ihnen in seinem Namen auferlegte. Wenn die Großen über sich keinen Höhern erkennen, der ihrer Willkühr Schranken setzt: da mögen sie Acht haben, daß nicht auch das Volk einst auf sie die Anwendung mache! — Das Staatsgebäude, wenn es dauerhaft seyn soll, muß Religion zur Unterlage haben; der Beweis geht durch die ganze Weltgeschichte. Wo nicht Gottesfurcht die Leidenschaft am Zügel nimmt, da ist alle Mühe vergeblich, ihre wilden Ausbrüche einzuhalten. Unmöglich kann da Völkerglück blühen, wo von Machthabern die Religion zum Spiel der Convenienz erniedrigt wird, und wo man die Politik über die Moral stellt. Nie steht der Thron,

nie ruht die Krone fester, als unter Garantie eines gottesfürchtigen Volkes. Dringt einmal der Unglaube zum Volk hinab, dann sind der Anarchie die Schleußen geöffnet, und Nichts vermag mehr den Strom des Verderbens aufzuhalten, der Fürst und Volk unaufhaltsam mit sich fortreißt. Man sollte es nicht glauben, wenn nicht die Geschichte es verbürgte, daß einst ein König, mit dem Beinamen des Großen, Ludwig XIV. Abweichung von einer damaligen Schulmeinung strafbarer, als den Atheismus, fand. Einst wollte er in seinem Eifer für Orthodoxie einen seiner Hofleute entsetzen, weil er ein Jansenist wäre; aber des Königs Ungnade wendete seltsam die Einrede: Wie kann der Mann ein Jansenist seyn, da er nicht einmal einen Gott glaubt? — Je nun, wenn das ist, erwiederte vornehm kalt der Monarch, dann mag der Mann an seiner Stelle bleiben. Sprechender konnte der Fürst den tiefen Stand der Religion an seinem Hofe nicht beurkunden. Die traurigen Folgen offenbarten sich später.

Man wundere sich über eine solche Erscheinung nicht! — Der Unglaube, weniger ein Sohn der Zeit als des Orts, bewohnte von jeher die Höfe, so wie die großen Städte. Der Eingang ist folgerecht; wo man der Weichlichkeit so ganz sich in die Arme wirft, da findet man den Glauben an einen Gott lästig. Man übernimmt die Rolle des Unglaubigen weniger aus Grundsätzen, als aus

vornehmer Unwissenheit oder leichtsinniger Ueppigkeit. Der Unglaube wird Modesache. Aber daher kömmt es auch, daß solche Unglaubigen endlich doch wieder, nachdem sie sich durch allerlei Ausschweifungen entnervt haben, zum stummen Glauben, oft zum Aberglauben, umkehren. Sie sind dann wurzellosen Bäumen ähnlich, die im Winde schwanken: sie küssen heute mit knechtischem Verzagen, was sie noch gestern zertreten haben; sie neigen sich heute demüthig vor dem Priester, der noch gestern die Zielscheibe ihres muthwilligen Spottes war; sie zittern heute vor dem Teufel, da sie noch gestern von Gott nichts wissen wollten.

Es ist indessen nicht zu läugnen, daß man einst mit dem Vorwurfe des Atheismus viel Unfug trieb. Es gab Zeiten, wo man unbedenklich jeden einen Atheisten hieß, der selbst zu denken den Muth hatte, und kirchlichen Allfanz verwarf, den der Aberglaube ins Gebiet der Religion hinüber gezogen hatte. Aus diesen Zeiten hat sich das Sprüchwort erhalten: ubi tres medici, ibi duo athei. Die strengen Theologen sahen es nie gern, so Jemand es wagte, sich frei im Tempel der Natur umzusehen, und hielten es für heilige Pflicht, die geringste Verletzung der Orthodoxie empfindlich zu rächen. Daher ihr ewiges Auflauren und die bittern Ausfälle auf jeden, der es nicht unbedingt mit ihnen hielt, was freilich unbefangenen Naturforschern und Aerzten nicht zuzumuthen war. Gelehrte, die

es unterließen, die Resultate ihrer Forschungen genau mit dem Kirchenglauben in Uebereinstimmung zu bringen, mußten es sich gefallen lassen, so man sie mit dem Namen eines Ketzers, oder auch eines Atheisten brandmarkte. Oft reichte so gar eine Behauptung gegen eine herrschende Meinung der theologischen Schule hin, in diese Kategorie zu kommen, wie es z. B. Spinoza, Leibnitz, Lessing, Kant, Fichte ꝛc. an sich erfahren haben.

Ich kann mir schon gar keinen Atheisten aus Ueberzeugung denken, weil zur Ueberzeugung haltbare Gründe gehören, die ihm fehlen. Wohl mag es Menschen geben, die noch so tief stehen, daß sie von Gott nichts wissen; aber ein Gottesläugner aus Grundsätzen, ich gestehe es, ist und bleibt mir ein Unding. Der Atheist frage sich doch, wie er zu dem Ideale einer Gottheit gekommen ist, das er bestreitet? — Ists nicht ungereimt, dem Abbilde das Urbild abzusprechen? — Welche Verblendung! — Gott baute sich in seinem Herzen einen Altar warmer belebender Liebe; dieses erglüht von heißer Sehnsucht nach dem Ewigen, nach dem Unendlichen, und er wagt es, gegen den Drang des eigenen Herzens, diesem heiß ersehnten Ewigen und Unendlichen Daseyn abzusprechen?! —

Für Gottes Daseyn spricht Alles in und ausser uns. Ich bin; also ist irgend etwas von Ewigkeit her. Wir haben Verstand; also giebt es ein ewig verständiges Wesen. Es giebt eine Wahl; also giebt

es einen Herrn, der nach seinem Willen handelt. Es ist in uns ein heiliges Sittengesetz, das wir uns nicht selbst gegeben haben; wir müßen also ein höheres Wesen annehmen, das dieses Gesetz in unsere Natur legte. Wir fühlen in uns den hohen Ruf gut und tugendhaft zu seyn, und es mit jedem Tage mehr zu werden; dieser Ruf muß uns also von einem Wesen zugehen, das größer ist, als wir. Unsere Vernunft sagt uns, daß Tugend zur Seligkeit berechtige; es muß also ein Gott seyn, der diese Seligkeit uns zutheile. Auf diesen Glauben weiset nicht minder deutlich und kräftig eine aufmerksame Betrachtung des Weltall mit allen seinen schönen Einrichtungen voll Weisheit und Ordnung hin. Kein Licht zündet sich selbst an, kein Haus baut sich selbst, kein Kunstwerk entsteht von ungefähr, und das unermeßliche Weltall, die majestätische Sonne, und die Erde mit allen ihren Erzeugnissen könnten ein Spiel des Zufalls seyn? —

Sagt, wer donnert in den Wolken? sagt, wer brauset in den Stürmen?
Zweifler sprich! — Wer wälzt die Fluten, die sich wie Gebürge thürmen?
Donner, Meer und Stürme rufen dir mit hohlem Brüllen zu: —
Gott, Verweg'ner! ists; was zweifelst du?

Kleist.

Blicke auf, Mensch! zum Himmel, an welchem tausend Welten flammen, und siehe dann auch auf

Erden bedächtlich um dich her; giebts eine Schrift, die leserlicher Gottes Daseyn beurkunde? Kannst du noch weitere Beweise fodern? —

O ja! es ist ein Gott; es ruft es die Natur;
Der ganze Bau der Welt zeigt seiner Hände Spur.
Den unermeßnen Raum, in dessen lichten Höhen
Sich tausend Welten drehn, und tausend Sonnen stehen,
Erfüllt der Gottheit Glanz.

Haller.

Wer an Gottes Daseyn zweifelt, der begreift sein eigenes Daseyn nicht, und muß sich unvermeidlich im Gewirre der Welt verliehren; ihm fehlt auf dem wogenden Meere des Erdenlebens der Anker, um sich Haltung zu geben.

Wer Gott läugnen kann, dem fehlen
Freud' und Trost in Glück und Noth;
Denn, was Körper ohne Seelen,
Sind die Seelen ohne Gott.

Haug.

Mag daher um uns her Alles in Trümmer gehen, mag die ganze Natur in Aufruhr kommen; wir zagen nicht, weil uns ein Gedanke übrigt, um daran unsern Muth aufzurichten:

Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke;
Und ob Alles im ewigen Wechsel kreis't:
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Schiller.

Ueber Gottesglaube hat Neuhofer in seinen christlichen Gesängen Alles gesagt, was darüber sich denken, fühlen und sagen läßt. Ich kann also nicht umhin, seinen Herzensergießungen über einen so hohen Gegenstand hier den Platz anzuweisen, den sie verdienen:

Es ist ein Gott, in Berg und Thal
Erkenn' ich seines Daseyns Spuren;
Der Morgensonne erster Strahl
Auf thaubenetzten Frühlingsfluren, —
Der Blumen königliche Pracht, —
Der Sterne Glanz in stiller Nacht, —
Die Frucht, die sich am Baume röthet, —
Der Vogel, der im Strauche flötet, —
Der Wurm, der sich des Daseyns freut, —
Verkündigt seine Herrlichkeit!

Es ist ein Gott! des Blitzes Glut,
Des Donners fürchterliches Rollen —
Der Wogen aufgeregte Flut,
Muß ihm der Ehrfurcht Opfer zollen.
Nur ihm ist alles unterthan;
Der Schöpfung ungemeßner Plan
In allen Himmeln und auf Erden —
Was ist, und war, und einst wird werden,
Ist nur durch ihn, wird nur allein
Durch seinen Willen stehn und seyn.

Und ob auch alles um mich her
Wie eitel Staub im Wind zerstiebe,
Und von dem weiten All nichts mehr,
Als nur mein Herz mir übrig bliebe: —

So spräche doch mein Herz zu mir:
Es ist ein Gott, ein Gott, der dir
Ein höheres, ein geistig Leben —
Gefühl fürs Heilige gegeben,
Das von des Zufalls düstrer Nacht
Dich frei und unabhängig macht.

Es ist ein Gott! Es ahndet ihn
Mit zartem kindlichem Verlangen,
Mit Frohgefühl der reine Sinn,
Und sehnet sich ihm anzuhangen.
Wer wahrhaft, edel ist und gut,
Und froh die Wahrheit sucht und thut —
Das reine heilige Gemüthe
Forscht nach der Quelle höchster Güte,
Und findet ihre sichre Spur
In seinem Gottesglauben nur.

Es ist ein Gott! O Seligkeit!
Er ist! ich darf ihn Vater nennen;
Ich soll ihn hier schon in der Zeit —
Ich soll ihn dort noch näher kennen.
Was groß und gut und heilig ist —
Mehr als mein schwacher Geist ermißt,
Find' ich in Ihm! — Die höchste Güte,
Die von des Lebens erster Blüthe,
Nicht nur bis an des Grabes Nacht,
Nein, ewig, ewig für mich wacht.

Es ist ein Gott! er wohnet nicht
In Tempeln, welche Menschen zimmern?
Noch weiter, als der Sonne Licht
Umherstrahlt, und die Sternen schimmern,
Im unermeßlichen Gebiet
Des Weltalls wohnet er! Wer sieht,

Wenn hold und klar die Sterne glänzen,
Des weiten Lichtgebietes Gränzen?
Und allenthalben nah' ist er,
Allgegenwärtig groß und hehr!

Heil mir! Er ist von mir nicht fern,
Er sieht auf alle meine Wege;
In reinen Herzen wohnt er gern,
Sie sind sein Bild und sein Gepräge.
O, möcht' ich fleckenlos und rein,
Ihm ähnlich und vollkommen seyn!
Wie heiter flößen meine Tage,
Selbst bei des Lebens Leid und Plage,
Dahin? O welche Seligkeit
Wär' meinem Geiste dann bereit!

Es ist ein Gott! Es ist ein Gott!
Heil mir! ich weiß, an wen ich glaube;
Nicht eines blinden Zufalls Spott
Ist meine Wallfahrt hier im Staube.
Getrost wall' ich an seiner Hand
Den Weg ins beßre Vaterland.
Die Freuden, die mir lieblich blühen,
Ja selbst des Pilgerlebens Mühen,
Die mich bekümmern, sendet er
Zu meinem Heile freundlich her.

Am trüben Tage zag' ich nicht,
Und ob's auch lange dunkel bliebe;
Mir strahlt des Trostes helles Licht
Es ist ein Gott! Er ist die Liebe.
Er kennt und weiß es, was mir fehlt!
Der Gram, der Kummer, der mich quält,
Ist ihm bekannt, noch eh' ich klage;
Er wog mein Glück und meine Plage,

Und väterlich spricht er zu mir:
Sey ohne Furcht! Ich bin bei dir.

Ich bin bei dir! ob fürchterlich
Des Schicksals Ungewitter stürmen,
Und Noth und Jammer über dich
Sich, gleich erzürnten Wogen, thürmen;
Versengen soll dich keine Glut,
Ertränken soll dich keine Flut!
Dich leitet meine starke Rechte
Selbst durch die dunkelsten der Nächte;
Ich bin dein Gott, ich bin bei dir;
Sey furchtlos, weiche nicht von mir!

So ruft er selbst mir tröstend zu —
Sollt' ich nicht glauben, dulden, hoffen?
Ist nicht die Quelle wahrer Ruh
In seinem Worte für mich offen?
Heil mir! er ist, er ist mein Licht;
Treu hält er, was er mir verspricht;
Er ist kein Mensch, daß ihn gereue,
Was er versprach; nein, seine Treue
Steht felsenfest, unwandelbar!
Er ist ein Gott, sein Wort ist wahr.

Und wollte mich die Dunkelheit
Des Grabes, die Verwesung schrecken;
Ein Pilgrim bin ich in der Zeit!
Mag Staub einst meine Glieder decken,
Mein Leib ist ja nur Erd' und Staub;
Er werde der Verwesung Raub —
Er modre nur! mein Geist wird bleiben,
Der Gottheit Bild kann nicht zerstäuben;
Droh' nur, o Grab! ich zittre nicht;
Im Tode selbst ist Gott mein Licht.

Es ist ein Gott! Es ist ein Gott!
Heil mir, ich weiß, an wen ich glaube;
Nicht eines blinden Zufalls Spott '
Ist meine Wallfart hier im Staube.
Zu ihm, dem Ewigen, hinan,
Führt mich des Daseyns kurze Bahn.
Ich darf ihn hier schon Vater nennen,
Dort soll ich ihn noch näher kennen;
Welch' hohe Seligkeit ist mein!
Er ist mein Gott, und ich bin sein. —

Preis dem Glauben an Gott! — über Welt und Zeit erhebt er das Gemüth. Emporgerichtet aus einer Gegenwart voll Sorgen, haben wir an ihm einen Felsen gefunden, auf den wir vertrauensvoll uns stützen. Mag erschüttert seyn der Erdkreis; mögen die Ruhe und das Glück der Staaten aus ihren Angeln herausgerissen scheinen; mögen Stürme des Unglücks das Wohl des Einzelnen bedrohen: es waltet ein Gott, und wird walten; bedarf es mehr, daß die letzten Reste unserer Besorgnisse, wie die noch hangenden Nebel vom Sonnenlicht zerstreut werden? — Wo kein menschliches Auge Hilfe ersieht; wo guter Rath vergeblich ist; wo alle Mittel erschöpft sind: im Glauben an Gott erhebt sich der Arm der Rettung; an ihn fest angeschlossen kann der Mensch im verheerenden Strome nicht untersinken. Ermuthiget durch seinen Gottesglauben, der nie wankt, fürchtet er nicht die Entwürfe der Menschen, die auf sein Verderben ausgehen, nicht das Spiel des Zufalls, nicht die

Macht des Schicksals, nicht die drohende Zukunft: denn er weiß, daß der, welcher über Menschen und Zufall, über Schicksal und Zukunft gebietet, die Hand nicht von ihm abziehen werde. Auch in der härtesten Prüfungsstunde bewährt sich seine Gottergebenheit; unverzagt bewahrt er Besonnenheit, wenn es rings um ihn her stürmt; und mitten im wilden Spiel der Wogen, wenn er kein schwimmendes Brett mehr erhaschen kann, darauf dem Schiffbruch zu entkommen, umschlingt er in kindlicher Zuversicht Gott, seinen Vater, mit den Armen der Liebe.

Nur durch den Gottesglauben wird es uns möglich, aus den dunkeln Irrgängen des Erdenlebens einen sichern Ausweg zu finden, und uns gegen die Macht der Hindernisse, die uns oft diesen Ausweg verlegen, empor zu ringen. Ohne diesen Glauben gleicht Jeder einem Wanderer, der bei finsterer Nacht in einem dichten Wald seinen Weg verfehlt hat, und bei jedem Schritte vorwärts von Besorgnissen geängstiget wird, Räubern in die Hände zu laufen. Schwarze Nacht liegt auf Jedem, dessen Geistesgebiet nicht das Licht dieses Glaubens erhellt. Daher Tersteeg:

Gott ist die Sonne, ich nur ein Strählchen seines Lichts;
Trenn' ich vom ihm mich ab — bin ich ein finstres Nichts.

4. Religion.

Religion ist Heiligung des Sittengesetzes durch den Glauben an Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit; sie ist das, was den Menschen mit der Gottheit vereinigt; sie ist dem Geist, was er selber dem Leibe ist; sie ist der Einklang aller im Menschen wohnenden Kräfte mit dem heiligen Willen des Vaters im Himmel. Sie kündigt sich an als ein mächtiges Gefühl vor der Allmacht des Unbekannten, das unser Innerstes tief ergreift, des Menschen Stolz niederbeugt und seinen Geist bindet. Religion ist ein lebendiges, im Herzen wohnendes, das ganze Gemüth durchdringendes Etwas — der Sinn für das Heilige und Unendliche — oder wie es unsere heiligen Bücher nennen — das Leben in Gott. Religion ist Gefühl der Ohnmacht von der Allmacht, Gefühl menschlicher Abhängigkeit von einem höchsten Urheber alles Seyns.

Religion ist dem Menschen das Heiligste; sie ist die einzig sichere Gewähr, daß der Mensch ein Mensch sey. Wie die Sonne das erwärmende Licht der Erde, ist Religion die alles erweckende Sonne des Gemüths. Sie allein geht mit uns, wenn

Alles einst zurück bleibt. Eine Religion, die den Menschen finster macht, ist des Namens unwerth; denn der Mensch muß Gott mit frohem Herzen, und nicht aus Zwang dienen.

Gott, Vorsehung, vergeltende Zukunft! — Das ist die Summe aller Religionlehren; alles übrige ist nur Erweiterung und Anwendung dieser Begriffe. Was mit diesen Begriffen nicht verwandt ist, liegt ausser dem Gebiete der Religion. Einzig auf der Grundlage dieser Begriffe ist sicher zu fußen; hier allein ist fester Fels. Alles übrige ist Sumpferde, und sinkt unter uns.

Sie, die liebliche Himmelstochter, die tief verhüllt und schweigend jenseits winkt, und über das niedrige Treiben der Erde weit erhaben ist, entschleiert ihr heiliges Antlitz nur dem, welcher ihrem stillen Winke glaubend und liebend folgt, und Ver einigung mit Gott auf dem Wege des Wahren und Guten sucht. Soll sie, was ihr Zweck ist, den Menschen bessern und beseligen: so muß sie — nicht dem Kinde angebildet werden, denn sie ist ohne unser Zuthun das Erste in ihm — sondern es bedarf nur sorgsamer Verwahrung und Bewachung und Pflege des schon vorhandenen, damit die junge Seele sich nicht dem Eiteln, als wäre es wichtig, ergebe.

Religion ist und bleibt des Menschen wichtigste Angelegenheit; sie wirkt auf den Menschen, wie das Gesetz auf den Bürger. Ihr Einfluß auf all

gemeines Wohl ist unverkennbar: sie giebt dem Gesetze höhere Sankzion, der Obrigkeit höheres Ansehen, dem Bürger Schutz gegen Willkühr der Gewalthaber. Der Fürst, wie der Unterthan, liest in ihr seine Pflicht, und findet in ihr Kraft, solche zu erfüllen. Sie ist erhaben über alle Menschengewalt; was auf Erden keinen Rächer und Richter findet, findet ihn unausweichlich in der Religion. Sie umfaßt nicht nur alle Handlungen, sondern auch die Gemüther, über welche die Gewalt nichts vermag. Sie gewinnt neue Kraft am Abend der Tage. Mag man früher im Gefühle sprudelnder Jugendkraft und Uebermuths leichtsinnig darüber gespottet haben: es wird anders, wenn man dem Grabe näher kommt. Und wie viele Vergnügungen muß der Mensch ohne Religion entbehren? Was kann in seinen Leiden ihn trösten? Welcher Zeuge ihn ermuntern zu guten Thaten, die Niemand sieht? Welche Belohnung kann er für seine Tugend erwarten, wenn auch Tugend ohne Religion gedenkbar wäre? Wie furchtbar muß ihm der Tod seyn? Nur, wo Religion kräftig in's Leben eintritt, erheben sich Menschen und Völker zur Würde, die ihrer vernünftigen Natur zusagt; wie eine liebende Mutter bekämpft sie die wilde Natur des Menschen, und beugt sie unter ihr zartes Sittengesetz. Sie ist das allgemeine Band, das alle Menschen mit gleicher Liebe umschlingt, und das Leben der Erde an den Himmel knüpft. In ihr

blühen unsere schönsten Hoffnungen auf, und sie macht uns dieses kurze Erdenleben erträglich durch die Aussicht auf ein anderes und besseres. Ihrer Leitung bedarf der Hohe, wie der Niedere, der Reiche, wie der Arme; der Hohe und Reiche würde selbstsüchtig und hart, stolz und weichlich werden, der Arme aber verwildern, wenn nicht beiden die Kraft der Religion zu Hülfe käme.

Darum ist die Religion auch, wie dem einzelnen Menschen, so jedem Staat unentbehrlich. Die weltliche Ordnung besteht nur dadurch, wenn sie von der göttlichen getragen wird. Von dieser Ueberzeugung geleitet, haben daher die weisen Gesetzgeber des Alterthums immer bei Gründung und Einrichtung der Staaten die Religion zum Grundsteine gelegt. Sie ist noch die einzige Art öffentlicher Erziehung für die Menschen, deren Leidenschaften sie mäßigt, sänftigt, zügelt; sie giebt ihnen noch allein das Bewußtseyn höherer Freiheit, und nährt das Gefühl der einzig möglichen Gleichheit vor Gott; sie ist der letzte Sonnenstrahl, der in die Tiefe des Jammers dringt, und der Bedrängten Gemüth wieder erheitert. Sey die Sittenlehre, die man den Menschen predigt, noch so lauter; sie bleibt unkräftig, so lange nicht die Religion ihren Kreis schließt.

Die Religion, in so fern sie in der Wirklichkeit sich darstellt, ist eigentlich nur die Sache des

Einzelnen, und es läßt sich mit Wahrheit sagen, daß jeder Mensch seine eigene Religion habe, jeder davon sein eigenes Maas besitze, daß nicht zween Menschen gefunden werden, deren religiöse Vorstellungen und Gefühle sich vollkommen gleichen, daß sich Gott einem Jeden nach Verhältniß individueller Eigenheiten offenbare. Aus diesem Standpunkt aufgefaßt, gleicht die Religion dem Prisma, von dessen sieben Farben sich Jeder seine Leibfarbe wählen mag. Keine Religion macht an und für sich selig, sondern allein die Tugend, welche durch die Religion erweckt, erwärmt, erzeugt wird, allein das Recht thun aus Gottergebenheit. Es ist eine traurige Wahrnehmung, daß die Mehrzahl der Großen und Mächtigen es mit der Religion eben so genau nicht nehmen; sie ist ihnen meistens Convenienzsache; sie beurtheilen alles nach politischen Verhältnissen; ihre scheinbare Achtung ist oft weiter nichts, als Politik, in den Schleier der Religion gehüllt. Zum Glück für die Welt hat sich dieses Uebel noch nicht auf das Volk vererbt, und die Religion hat noch überall redliche Verehrer, wo das ansteckende Gift des vornehmen Beispiels wegen Entfernung sich nicht absetzen konnte.

Dem Menschen, dessen Herz für Religion erglüht, ist sie gleichsam ein Tempel, dem er durch seine Frömmigkeit die entsprechende Weihe giebt. Nur der Unvernunft konnte es einfallen, daraus eine Disputirschule zu machen. Zwei Grundsäulen

stützen diesen Tempel: Anerkennung der Gottheit und Anerkennung der Menschheit. Ohne Gott ist jede Moral eine Parasitenpflanze: sie blühet schön in Worten, und zieht ihre Ranken hie und dorthin, ja sie umschlingt jede Ritze einer Menschenseele; die Sonne geht auf, und sie ist nicht mehr. Tugenden, wenn man sie von Gott trennet, grenzen oft nahe an Laster und Verbrechen, was uns die den menschlichen Stolz ungemein demüthigende Lehre von der Verwandschaft der Tugenden und Laster ins Gedächtniß ruft. Eigentlich ist nur der tugendhaft, der in der Pflicht den heiligen Willen der väterlichen Gottheit ehrt.

So wenig der Mensch, der keine Gottheit anerkennt, religiös ist: eben so wenig kann er, wenn er keine Menschheit anerkennt, Religion haben; er hat nur einen hohlen Aberglauben, worin seine Eitelkeit sich spiegelt. Der Mensch muß die Religion aus sich ins Leben rufen, wenn er die Würde seiner Natur behaupten und seine Bestimmung erreichen will. An sie ist alles geknüpft, was ihm wichtig und heilig seyn kann. So wenig unser Körper ohne Luft, ohne Speise und Trank leben und gesund seyn kann; eben so wenig kann unser Geist ohne den Einfluß der Religion seine bestimmte Ausbildung erreichen. Sie ist das Band, das uns mit sanfter Gewalt zu Gott hinzieht. Wer diesen Zug nicht mehr fühlt, dessen Verstand verarmt,

dessen Herz trocknet aus, und alles schwindet dahin, was seinem Leben höhere Bedeutung geben kann. Nicht auf den Lippen und in Worten, wären sie auch noch so glatt und fromm, nicht in der Gelehrsamkeit und einem beredten Vielwissen, nicht im Festhalten an einer geschlossenen Summe von dunkeln Lehrmeinungen, nicht in einem müßigen Spiel mit gelernten Begriffen, nicht in einer glänzenden, vielversprechenden Aussenseite, nicht in festlichem Gepränge, nicht in gepriesenen Handlungen, die man ehrsüchtig zur Schau trägt, nicht in der Kirchengemeinschaft, sondern im gesunden Zustande eines wohlgearteten Gemüthes, eines Gott ergebenen Herzens besteht das Wesen der Religion. Alle jene Dinge sind oft nichts weiter als ein lügender Firniß, der auf der Oberfläche glänzt, unter welcher nicht selten das verworfenste Herz schlägt.

Das Innerste des Menschen ist der stille Tempel, wo sie wohnt; sein Herz ist der heilige Altar, wo das reine Feuer göttlicher Liebe aufflammt; die stille, geräuschlos wirkende, menschenfreundliche Thätigkeit ist ihr Gebiet, wo anspruchlose, bescheidene Tugend einheimisch ist. Religion, die sich aufs Fürwahrhalten hoher Lehren und auf Uebung sichtbarer Andächtigkeit beschränkt, ist ihrer Natur entartet, und kann als Schaudeckel der Bosheit nur Unwissende bethören.

Wer die Religion blos als eine ihm gewordene fermde Aeußerlichkeit ansieht, und darin nicht wie in

seinem wohlbekannten und liebsten Eigenthum lebt, und gleichsam zu Hause ist; wer sie nicht innerlich besitzt, nicht aus den besondern Formen seiner Religion jeden Augenblick die Religion selbst neu und lebendig zu erzeugen vermag: der sage nicht, daß er überhaupt Religion habe. Er hat höchstens einen Kirchenglauben, neben welchem nicht selten der lebendige Geist des Unendlichen in den dürren Buchstaben einschrumpft. Religion, die dem Menschen nicht Mark des Lebens ist, nicht allen seinen Gesinnungen und Neigungen, und Handlungen durch kindlichen Gehorsam gegen den Willen des Vaters im Himmel, das Gepräge der Heiligkeit aufdrückt, ist nicht, was sie heißt; sie trennt von Gott, statt mit ihm zu verbinden.

Man muß sich von den beiden feindseligen Principien, die überall, und fast von den ersten Zeiten an, den Geist der Religion zu entstellen gesucht haben, nicht irre machen lassen. Ueberall hat es sehr bald solche gegeben, die ihn in einzelnen Lehrsätzen haben umgrenzen wollen, und solche, die aus Unverstand, und aus Mangel an Sinn alles Eigenthümliche als todten Buchstaben verschrien haben.

Der Geist der Religion ist weder bei steifen Systematikern, noch bei seichten Indifferentisten zu finden, sondern einzig bei denen, die in ihr leben als in ihrem Elemente, und sich immer weiter in ihr bewegen, ohne den Wahn zu nähren, sie ganz umfassen zu können. Eingeführte Orthodoxie und

Gebräuche sind mit der Religion selbst nicht einerlei. Religion ist weder Spiel der Schulsysteme, noch Nothhilfe zur Täuschung des Volkes. Sie ist Hingebung an Gott, und spricht Herz und Wandel an. Nicht das was von Gott gelehrt oder geglaubt wird, sondern die kindlichfromme Gemüthsstimmung, womit er verehrt wird, macht ihr Wesen aus.

Zwar sind wahrhaftes Wissen und wahrhafte Frömmigkeit verschwistert; aber sie halten nicht immer gleichen Schritt. Wo man daher Wissenschaft ohne Religion sieht, da ist sie entweder nur übergetragen und angelernt, oder sie ist krankhaft in sich, wenn sie nicht gar dem leeren Schein angehört. Je mehr der Verstand zum richtigen Erkennen Gottes vorrückt, desto lebendiger fühlt das Gemüth sich angeregt durch Tugend ihm ähnlich zu werden. Der Glaube, mag er noch so umfassend seyn, ist nicht bis zur Tiefe der menschlichen Seele gedrungen, wenn er nicht dem sittlichen Gefühle eine feste Richtung gibt. Der Mensch, welcher das Göttliche zu erkennen vorgibt, ohne es innig zu lieben, ist mit sich selbst im Widerspruch.

Nur diejenige Religion ist des Namens werth, wodurch der Mensch Gott näher gebracht wird. Menschen, bei denen keine innere Erhebung statt findet, weil sie in ihre irdische Verhältnisse ganz verstrickt sind; Menschen, bei denen der Eigennutz vorwaltet, und die bei allem nur immer zuerst fragen: was wird mir dafür? üp-

pige Menschen, die alle ihre Lebensstunden mit gierigem Haschen nach sinnlicher Lust ausfüllen, daß ihnen keine Augenblicke für ein ernsteres Nachdenken übrig bleiben: solche Menschen haben weder Sinn, noch innere Empfänglichkeit für Religion; für solche Menschen hat sie keine assimilirende Kraft.

Die himmlische Religion ist uns zur Beseligung in Gott durch Tugend gegeben: sie muß daher den ganzen Menschen erfassen. Der menschliche Geist äußert sich in drei Grundvermögen; für jedes giebt es ein höchstes Ziel, dem die Religion den Menschen entgegen führt: für die Erkenntniß — Wahrheit; für das Gefühl — Schönheit; für den Willen — Tugend. Das Wahre, Schöne, Gute ist das Ewige, das Göttliche im Menschen, welches zu erstreben Zweck aller Religion ist. Sie verdient unter was immer für einem Namen den Vorzug, je reiner sie diese Ideen darstellt, und je mächtiger sie das Gefühl anspricht und den Willen erhebt.

Die Grundlage aller Religionen ist der Glaube an Gott. Tilge Gott aus dem Herzen des Menschen, dann ist Alles, was über und hinter der Erde liegt, nur eine wiederhohlende Vergrößerung derselben, und das Ueberirdische wäre nur eine höhere Zahlenstufe des Mechanismus. Religion ist also nicht nur der Sinn für das Ueberirdische und Heilige, nicht nur der Glaube ans Unsichtbare; sondern die Ahnung dessen, ohne welches kein

Reich des Ueberirdischen, des Unsichtbaren und Uebersinnlichen denkbar wäre.

In ihrer wahren und eigentlichen Bedeutung ist Religion nicht mehr und nicht weniger, als eine Gott ehrende, und mit seinem Willen übereinstimmende Gesinnung, die im ganzen Thun des Menschen sichtbar wird. Sie ist Tugend auf Gottesfurcht gebaut. Gott kindlich fürchten und treuherzig lieben, und so freudig als gewissenhaft seinem Willen nachleben, das bleibt zu allen Zeiten die Summe aller Religionslehre. Wer Religion im Herzen hat, treibt mit Gottesfurcht und Liebe seinen Beruf; erträgt in Gottesfurcht und Liebe die Beschwerden des Erdenlebens; genießt in Gottesfurcht und Liebe das Gute, das aus Gottes Vaterhand ihm zufließt; ist in Gottesfurcht und Liebe wohlwollend und wohlthätig, gefällig und dienstfertig gegen jedermann, so viel er es in seinen Verhältnissen und bei seinen Kräften zu seyn vermag. Wer Religion im Herzen hat, der lebt zufrieden; denn er hofft auf Gott, und vertraut mit frommem Kindersinne seiner väterlichen Vorsehung; er ist selig in Gott, lebt nur in Gott, sieht in allem Gott, und bezieht alles auf Gott. Religion, Gottergebenheit und Gottseligkeit sind also Ausdrücke, die den gleichen Sinn haben.

Glaube, Ehrfurcht und Anbetung, Liebe und Gehorsam gegen Gott, Hoffnung, Vertrauen und

kindliche Hingebung an die Fügungen der alles umfassenden Vorsehung sind wesentliche Bestandtheile der Religion, und diese Empfindungen dürfen nicht flüchtige, vorübergehende Gemüthsanwandlungen, sondern sie müssen herrschendes Gefühl und bleibender Zustand seyn. Religion ist eine Gewohnheit und Fertigkeit des Geistes, sich über das Irdische zum Himmlischen, über das Zeitliche zum Ewigen, über das Endliche zum Unendlichen zu erheben, und sich als Bürger einer höhern Welt zu benehmen; sie ist fromme Ansicht aller Dinge, gottesfürchtige Beurtheilung aller Weltereignisse, und demüthige Anerkennung des göttlichen Willens in allen Zeichen der Zeit; sie ist innere Richtung des Gemüths auf die Forderungen Gottes an den Menschen, mit der festen Entschlossenheit, damit sein ganzes Thun in Einklang zu bringen. Gott anrufen, ihn stets im Auge und im Herzen haben, vor ihm wandeln, ihn suchen, ein göttliches Leben führen, und nach Gottähnlichkeit ringen, bezeichnet nach der Schriftsprache Religion: sie ist vom Rechtthun unzertrennlich. Hat der Mensch keine Achtung für die Tugend, so hat er auch keine für die Religion, die, wenn sie rechter Art ist, ihres Zweckes nicht verfehlen kann. Wie in frommen Gefühlen, welche im Endlichen das Unendliche, im Zeitlichen das Ewige ahnen, so muß sich die Religion durch die Thatkraft des Willens aussprechen; sie ist die unversiegbare Quelle menschenfreundlicher und froher

Gefühle, und alles dessen, was dem Menschen Werth und Würde giebt.

Schön und anziehend ist das Bild der Religion von J. Muth in nachstehenden Versen gezeichnet:

„Eine Religion nur erkenn' ich als wahre; sie wohnet
„In des Menschen Vernunft, lebet im reinen Gemüth';
„Eine Religion: im lebendigen liebenden Herzen,
„Nicht im kalten Verstand', stehet ihr Tempel gebaut.
„Frei, wie das himmlische Licht, allwirksam belebt und erwärmt sie,
„Wo nur ein menschliches Herz schlägt in der menschlichen Brust.
„Wie die Sonne den Keim aus dem dunkeln Schooße der Erde
„Locket, und Blüthen hervortreibt und die goldene Frucht:
„Also wirket der Glaube der Religion in der Tiefe
„Reiner Herzen, und bringt Gutes und Schönes hervor.
„Tugend ist die goldene Frucht, die im Glauben gedeihet;
„Schön und erhaben zugleich glänzt sie im himmlischen Licht.
„Wo die Religion als Glaube ans Göttliche waltet;
„Wo sie das Herz ergreift, wo sie den Willen erhebt:
„Da entfaltet sich auch die Schönheit der Seele; da spiegelt
„Sich der Himmel; es wohnt heitere Ruh' im Gemüth'.
„Diese Religion nur erkenn' ich als wahre; nur diese
„Führet, wohin das Herz sehnend verlanget — zu Gott."

Sähen wir die ächten Wirkungen der Religion ungehemmt unter den Menschen, so würden wir nichts, als Gerechtigkeit und Liebe, Eintracht und Friede herrschen sehen, gegründet auf Liebe und Gehorsam gegen Gott und seinen heiligen Willen, welche von allen Triebfedern zum Handeln in jeder Beziehung die edelsten sind. Aber wie gar sehr verschieden sind die Folgen dessen, was man Religion nennt, in der wirklichen Welt! Was ist die Religion, wie sie sich meistens in der Wirklichkeit darstellt, anders, als ein finsterer Aberglaube, der die Menschen oft ernst und bitter macht, und sie überredet, durch ängstlich beobachtete Förmlichkeiten den Himmel für ihre Schlechtigkeiten zu bestechen? — Was ist sie bei gar Vielen anders, als steifes Festhalten an Lehrbegriff, Symbolik und Cultus, mit bitterem Groll gegen Jeden, der davon abweicht? — als blinder Eifer fürs Hergebrachte, der so oft schon blutige Religionszwiste erzeugte, und alle Leidenschaften in Aufruhr setzte, um eine Religion zu predigen, oder festzuhalten, die jeder Leidenschaft Schweigen gebietet? —

Das Reich Gottes, in welchem die Religion herrscht, ist das Reich des Geistes, ein allgemeines Reich der reinen Menschlichkeit und Vaterschaft Gottes über alle Menschen. Wie dieses Reich, so ist also auch die Religion nichts ausserhalb des Menschen für sich bestehendes. Sie kann daher im wahren Sinne des Wortes auch nicht aus dem

BIBLIOTHECA CIVITATIS

Gesichtspunkte einer Wissenschaft betrachtet, und in die Fesseln eines Systems eingezwängt werden. Religionslehre und Religion, so verwandt sie einander seyn mögen, sagen eben so wenig dasselbe, als Andachtsübung und Religion, die wie Mittel und Zweck von einander verschieden sind. Darum kann Religion durch Lehre allein Niemanden mitgetheilt werden; weil sich das Unendliche nicht in Wort und Buchstab begreifen und mittheilen läßt. Es war von jeher ein großer Mißgriff, daß man im heiligen Gebiete der Religion alles durch Lehren und Predigten ausrichten wollte. Der Mensch ist nicht ganz Verstand, und rechtglaubig und religiös seyn ist nicht einerlei, was gar früh verkannt wurde. Vermengung der Religionslehre, oder der sangeblichen Rechtglaubigkeit, welche jede Parthei sich aneignet, mit der Religion selbst, welche ein Gemeingut für alle Menschen ist, wird unvermeidlich eine Quelle von Zerwürfnissen, und Gezänken, daß die Liebe, in jeder Religion die Hauptsache, darin nothwendig untergehen muß. Nein doch, chreibt daher mit Recht der freisinnige Pfeffel:

„Die himmlische Religion
„Ist kein System, steckt nicht in Katechismen;
„Frei von verjährtem Wahn und tückischen Sophismen
„Hat sie im Herzen ihren Thron.

In diesem Sinne giebt es für uns nur Eine Religion, und die ist allein seligmachend; wohl aber kann sie sich bei verschiedenen verschieden aus-

sprechen. Es kann verschiedene Ansichten des Verstandes über Religionsangelegenheiten, verschiedene Arten der Gottesverehrung, es kann abweichende Meinungen, Begriffe und Systeme der Religionslehre geben; aber Gottergebenheit bleibt sich bei allen Menschen und unter allen Umständen gleich; sie kann nur zwischen dem Mehr und Minder wechseln; Verschiedenheit kann eigentlich nicht die Sache, nur die Form ꝛc. treffen. Die Religion nach ihrem Wesen betrachtet ist nicht römisch, nicht lutherisch, nicht calvinisch; sie ist die Religion der Menschen, die Religion der Kinder, die nur Einen Vater haben; sie ist in der eigentlichen Bedeutung des Wortes katholisch, das heißt allgemein. Wir sind Alle von einer Religion, ohne es zu wissen. Alle Völker von den äußersten Gränzen Japans bis an die Felsen des Gebirges Atlas beten Eine Gottheit an; sie sind Kinder, die in verschiedenen Sprachen zu ihrem Vater rufen. Alle besondere Religionen sind nur einzelne Zweige, nur besondere Erscheinungsweisen der sich ewig in neuen Gestalten verjüngenden und darstellenden Religion an sich, in so fern diese in unserer Menschheitsanlage für ein übersinnliches Höheres als nothwendig gegründet ist. Vom Standpunkte der Religion aus betrachtet, ist also in allen Religionen Religion, und ihre Verschiedenheit besteht ursprünglich blos darin, in wiefern es ihnen gelingt, das Göttliche mehr oder minder lebendig, heilig, klar und ergreiffend in ihren

positiven Formen zu offenbaren. Die Religion ist die geheime Stimme Gottes, die zu allen Menschen spricht; sie muß alle vereinigen, nicht trennen. Jede Religion, die nur ein Volk hat, ist falsch, und des Namens unwerth; sie ist nicht, was sie heißt. Wahre Religion ist in ihrem Grundwesen die Religion der ganzen Welt; sie muß, wie die Moral, allgemein seyn. Religion beruht auf dem unwandelbaren Verhältnisse des menschlichen Geistes zu Gott; sie ist daher selbstständig und ewig bleibend, wie der Geist. In ihrem Wesen ergriffen, ist sie für alle Menschen, in allen Zeiten, unter allen Himmelsstrichen, neben allen Regierungsformen, gleich wahr, gleich erhebend, gleich beseligend. Ewig und allgemein bleibt sie das, was sie ihrer Natur nach ist. Lehrmeinungen, Satzungen und Gebräuche können sich nach den Zeiten und Sitten, nach den Ländern und Einsichten anders gestalten, sie können wechseln, je nachdem die Völker gesittet oder roh, reich oder arm sind, in heißen oder kalten Ländern leben. Von einer römisch-katholischen Religion zu reden, ist daher nicht minder in sich widersprechend, als es seyn würde von einer lutherisch- oder kalvinisch-katholischen zu reden; was römisch, lutherisch, kalvinisch oder ähnliches ist, ist nicht allgemein, nicht katholisch. Die Religion als solche (es giebt nur eine) kommt von Oben herab, und hat keinen andern Urheber als denjenigen, der uns Alle und Alles geschaffen hat.

Seine Liebe ist die Urquelle alles Daseyns: und wir sind sein Ebenbild: wir sind es aber nur dadurch, daß diese Liebe, die von ihm in uns übergegangen ist, auch das gemeinsame Band ist, das uns Alle umfaßt. So wie diese Liebe vom Höchsten, also von Ewigkeit herkommt, ist auch die Religion, die die Liebe selbst ist ewig, weil sie keine andere Quelle kennt. Sie unterliegt demnach nicht dem Einflusse der Zeit und der Menschen. Wenn ihr nun von einer römischen, oder lutherischen, oder einer mit irgend einem ähnlichen Namen bezeichneten, Religion sprechet, so sprechet ihr nicht von der göttlichen, sondern von menschlicher, die die Gebrechen ihrer Zeit, die Merkmahle ihrer Herkunft; und mit dem Namen auch die Farbe ihres Herrn an sich trägt. Denn was die Zeit und der Mensch schaft, unterliegt wieder der wechselnden Zeit und den Menschen. Die Zeit wird das, was von ihr, und der Mensch jenes, was von ihm kommt, zerstören und anders bilden; eben weil es nur zeitlich und persönlich war und ist, bleibt es der Einwirkung der wechselnden Zeit und der Personen unterworfen und muß diesen weichen. Mit der Religion ist es anders: ihre Einheit gründet sich auf die Einheit Gottes, der sich offenbarte, und auf die Einheit der menschlichen Vernunft, welcher die Offenbarung geschah. Von der Bildungsstufe, auf welcher Menschen und Nationen stehen, hangt nur ab, in wie ferne sie für die Eine Religion

empfänglich sind. Durch bessern Unterricht, durch erhöhte Geistesbildung mag wohl verhindert werden, daß nicht entehrender Aberglaube, todte Werkheiligkeit und knechtische Kirchenfrömmigkeit, an den Platz der Religion treten, und das Licht der Wissenschaft mag der Religion unverkennbare Dienste leisten: darum bleibt doch wahr, daß der Einheit der Religion durch Verschiedenheit der Lehre kein wesentlicher Abtrag geschehe. Aenderung der Meinungen nach verbesserten Einsichten bringt weder dem Verstande, noch dem Herzen Unehre, und Gottergebenheit ist damit nicht unverträglich. Es ist mit der Religionslehre, wie mit allen Wissenschaften: jede ist allmähliger Steigerung fähig; jede, wenn sie zu einer beträchtlichen Höhe gestiegen ist, muß als ein Werk von Jahrhunderten oder Jahrtausenden betrachtet werden. Die Enkel benutzen dankbar die langen Vorarbeiten der Altvordern, und sind froh darüber, daß sie die Zeit, welche diese anwenden mußten, um es so weit zu bringen, nun dazu anwenden können, noch weiter zu kommen. Wie es dermalen ist, wär's in Beziehung auf Religionslehre nicht immer, und wird auch künftig nicht immer so seyn. Es liegt im Plane der Vorsehung, daß sich die menschlichen Einsichten läutern, und daß die bessern die geringern berichtigen und leiten. Das Maaß dieser Berichtigung ist die jedesmalige Geistesbildung einer Nation, die vorgeschritten ist. Wir sehen in vielen Stücken

heller, als die, welche in den Zeiten des finstern Mittelalters lebten. Manche Lehre, auf welche man einst großes Gewicht legte, ist in Vergessenheit gekommen, und manches wird dagegen geglaubt, wovon die graue Vorzeit nichts wußte. Wer wollte darum denen, welche anders, als wir dachten, Religion absprechen? — Es ist Thatsache, welche durch die Geschichte aller Jahrhunderte bewährt wird, daß sich Gottseligkeit bei allem Fluten der Meinungen behauptet habe, daß sie folglich von Einheit der Lehre unabhängig sey!

Bei aller Einheit offenbart sich die Religion doch in unendlichen Abstufungen, und greift mehr oder weniger ins Leben ein, je höher oder tiefer die Bildungsstufe ist, auf welcher der Mensch steht, und je traulicher dieser sein Herz ihr öffnet. Bei Menschen, die noch ganz in die Thierheit versunken sind, ist Religion ein Unding. Bei Halbbarbaren gilt in weltlichen Dingen die Klugheit alles, die Religion nichts, oder höchstens nur für das Leben nach dem Tode. Bei Völkern auf höhern Bildungsstufen streiten Moral und Politik um den Vorrang, und die Religion wird schon zu Hilfe genommen; doch dienet sie der Klugheit nur noch als Magd bei Eiden, Verträgen rc. Ist des Menschen Bildung so weit gediehen, daß er der Religion die Klugheit als Magd unterordnet, dann erscheint die Religion auf ihrer höchsten Stufe, und in ihrem schönsten Glanze. Nicht zu läugnen ist, daß durch

menschliche Zuthat dieser Glanz oft verdunkelt wurde, und daß man ihr darum nicht selten die gebührende Achtung entzog; aber hört dann ein ungeläutertes Gold auf, Gold zu seyn? — Sollte es mit der Religion anders seyn? — kann ihr der Zusatz von Schlacken ihren wahren, oder gar allen Werth rauben? —

Bei keinem Volke, das nur einigermaßen zur Humanität erwachte, ist aller Sinn für Moral und Religion erstorben; mehr oder weniger entstellt, und in Menschenwerk verhüllt, tritt sie bei jedem kennbar hervor, und trägt das Gepräge der tiefern te der höhern Nationalbildung zur Schau. Die asiatischen Ceremonien sind thöricht, der Glaube ist abgeschmackt, aber die Sittenvorschriften sind vortrefflich. Der Derwisch, der Fakir, der Bonze und der Talapoin sagen klar und unzweideutig: seyd gerecht, und wohlthätig! — Man wirft dem Pöbel in Schina viel Untreue im Handel vor; was ihn vielleicht in diesem Laster bestärkt, ist der Umstand, daß er von seinen Bonzen für die kleinste Münze Versöhnung kaufen kann, die er nöthig zu haben glaubt. Die Moral, die man ihn lehrt, ist gut, aber verderblich der Ablaß, der ihm von denen feil geboten wird, die ihm als Lehrer der Religion ehrwürdig sind. Es ist durchaus kein Volk, das zu einiger Geistesbildung sich erhob, bei dem alle Spuren der Religion verwischt wären, jedes ahnet wenigstens Höheres über sich, sucht es, und betet

zu ihm. Und ob es bete im Wald, oder auf einem Hügel, oder im Schatten eines alten Baumes; ob es dem Unsichtbaren Weihrauch anzünde, oder Brandopfer auf Altären, oder fromme Gelübde darbringe im Herzen; ob es das unsichtbare Höchste, zu dem es sich hingezogen fühlt, finde im unendlichen All, oder im glänzenden Tagesgestirn, in der Kraft des vernunftlosen Thieres oder in der Heiligkeit des selbstgemachten Bildes: es ist unverkennbare Aeußerung des Einen, was in jedem Menschen sich regt, des innern Gefühls der Abhängigkeit von einem höhern Wesen; der Sehnsucht es kennen zu lernen, seines Schutzes, seiner Gnade würdig zu werden; und des Vertrauens auf diesen Schutz, das im allseitigen Andrange der Leiden den Menschen aufrecht hält, und ihn ermuthiget, in Hoffnung der bessern Zukunft das Schwerste gelassen zu ertragen. Religion, an sich bei allen Völkern dasselbe, ist fortschreitend, wie der menschliche Geist. Wer wollte in Beziehung auf sie den beschränkten, verlassenen, von der Rauhigkeit seines Climas zu Boden gedrückten Pesheräh mit dem Europäer auf gleiche Linie stellen, und an beide die gleiche Forderungen machen? —

So weit die Geschichtskunde reicht, ist immer Religion das Leitband gewesen, an dem die Völker erzogen wurden; bei allen Nationen ohne Ausnahme ging ihre älteste Sittencultur vorzüglich von diesem Standpuncte aus. Durch religiöse Meinun-

gen und Anstalten war es fast allein möglich, rohe Völker zu bändigen, und halbwilde Menschen allmählich zur Humanität zu bilden. Daher kam's, daß von jeher jede gute Regierung für Pflicht es achtete, dafür zu sorgen, daß Religion im Staate kräftig aufblühe. Bei den Römern war die Religion mit allen Staats- und Kriegshandlungen verbunden. Die edeln Geschlechter kämpften für den Besitz der Religionswürden, als für ihr heiligstes Vorrecht gegen das Volk. Die Religion der Väter war ihnen dem allgemeinen Glauben nach die Stütze ihres Glücks, das Unterpfand ihres Vorzugs vor andern Völkern, und das geweihete Heiligthum ihres in der Welt einzigen Staates. Gleichen Sinnes waren alle ältern und neuern Völker, denen die Geschichte Bildung zuspricht: allen galt und gilt die Religion als Lebenskraft des Staats, und als die unzerbrechlichste Stärke der Regierung. Was wäre auch in der That ein Volk ohne Religion, und was müßte aus ihm werden? — Die französische Revolution wäre nie so zerstörend geworden, hätte man nicht damit angefangen, vorerst beim Volke die Kraft der Religion zu lähmen. Möge sie künftig den Steuermännern der Völker als Leuchtthurm dienen, sie in ihrer Fahrt zu erhellen und zu leiten!! —

Leider wurde die Religion aber aus dem Grunde sehr oft zur Staatsdienerin erniedrigt, und von falschen Politikern blos als Feder im Triebwerk

der Staatsmaschine angebracht. Da ihr Inneres selbst von ihr nicht angesprochen war, und sie ihnen nur als Mittel zu ihren oft niedrigen Zwecken galt; da sie nicht selten im eigenen Betragen die empörendste Irreligiosität zur Schau trugen; da zuweilen, die Religion in Aufnahme zu bringen, von ihnen sehr verkehrte Mittel gebraucht wurden; da sie nicht immer frei von dem Wahn waren, daß die Religion in eben dem Verhältnisse gewinne, in welchem der Aberglaube des Pöbels fanatischer wird; da sie sich meistens damit begnügten, wenn das Volk blind glaubte, was in seinem Catechismus steht, und fleißig zur Kirche ging, ohne sich um die innere Gesinnung zu bekümmern, welche allein mit der wahren Sittlichkeit in Wechselwirkung steht; da es ihnen überhaupt gleichgültig schien, ob Irokesen oder Christen in dem Staatshause wohnen, dem sie vorstehen, wenn nur das Volk sich lenksam bewies, und willig aus seinem Schranke die letzten Heller hervorlangte, um sie der Ueppigkeit der Großen zu opfern; so darf man sich wohl nicht wundern, wenn die Religion das nicht immer leistete, was man unter günstigern Umständen von ihr zu erwarten berechtiget ist. Es ist ein großer Fehler, der zu vielen andern Veranlassung wird, daß man die von einander sehr verschiedenen Begriffe: Religion, Glaubenslehre, Kirchenverfassung und Cult, noch immer miteinander verwechselt, und durch ein-

ander wirkt, und daß man den letztern ohne Unterschied beilegt, was allein von der Religion gesagt werden kann. Religion und Glaubenslehre, und Kirche sind so wenig dasselbe, als Sache und Form, Kleid und Zuschnitt. Wohl ist durch die ganze Welt eine einzige Religion möglich; aber nicht leicht eine vollkommen gleiche Glaubenslehre, eine einzige Kirche, eine einförmige Gottesverehrung. Die Religion darf nicht nach ihrer Form, aber die Form muß nach dem Geiste gewürdiget werden, der aus ihr spricht. Darum sollte der Unterschied kirchlicher Gebräuche und Meinungen nie die Menschen trennen, am aller wenigsten in Haß und Verfolgung sich auflösen, weil ohne Liebe Religion ein Unding ist. Die Religion borgt ihren Werth nicht von der Dogmenzahl, die von jeher sich ungleich blieb, was jeder weiß, der in der Dogmengeschichte nicht ganz Fremdling ist. Der Werth der Religion ist von ihrem Wesen unzertrennlich, und wird durch die meisten Tugenden bewahrt. Es sind nicht die üppigen Blätter und Blüthen, sondern die vielen und schmackhaften Früchte, die von der Güte eines Baumes zeugen.

Zwar ist Religion beim Einzelnen, wie bei ganzen Nationen nie ohne Form erkennbar; indessen kann doch das Ewige, das Heilige und Göttliche, das Unendliche, die Religion, nicht in endlicher und doch vollendeter Form dargestellt werden; da alle Formen ihrer Natur nach, als

Ausflüße der Religion an sich, nur einzelne besondere Brechungen des Einen ewigen Lichtes sind und seyn können. Das hindert gleichwohl nicht, im Ursprung jeder Form Göttliches und höhern Sinn anzuerkennen. Alle sind aus dem menschlichen Geiste hervorgegangen nach nothwendigen Gesetzen dieses Geistes. Darum ist es eines Jeden Pflicht, das Heilige, in der besondern Form, wozu er sich bekennt, aufzusuchen, und sich anzueignen, die eigenthümliche Form seiner besondern Kirche mit Achtung und Liebe zu behandeln und des darin liegenden Göttlichen nach der väterlichen Absicht dessen sich zu bedienen, auf den alle Religion zurückführt. Hätte man mehr darauf geachtet, hätte man an Sache und Form weniger den gleichen Maßstab angelegt: der Eifer für Religion wäre nie aus den Schranken getreten, wäre nie verfolgungssüchtig geworden, und der Grundsatz einer alleinseligmachenden Kirche wäre in ewiger Vergessenheit geblieben.

Ein guter Vater zürnet nicht, wenn seine Kinder, die verschiedenen Geschlechtes, verschiedenen Alters und verschiedener Anlagen sind, ihm ihre Zuneigung, ihren Gehorsam, ihre Ehrfurcht nicht alle auf einerlei Art bezeugen; aber er zürnet, wenn sie ihm Zuneigung, Ehrfurcht und Gehorsam verweigern. Sollte es mit dem Vater im Himmel anders seyn? — Nicht die Art, sondern die Aufrichtigkeit giebt der Gottesverehrung Werth. Der

goldene Reif kann höchstens die Schönheit des Edelsteins erheben, aber sein innerer Werth ist von der Einfassung unabhängig. Form in der Religion, so wie in allen andern Dingen, ist nur Außenwerk. Von jeher prägte sich die Religion in verschiedenen Formen aus, und es wird so bleiben, so lange Menschen Menschen sind, und die Völker in verschiedenen Abstufungen der Bildung über und unter einander stehen. Die beste Form ist, die dem Geiste am kräftigsten zur Belebung dient; die schlechteste, die ihn erdrückt. Das Gute ist nicht in Eine Form gebannt; wenn über Formen der Religion, wie sie in der Zeit erscheinen, die Rede ist, so dürfen wir nie vergessen, daß sie als Geburten der Zeit entstehen, ihre Blüthe erreichen und sterben. Zu viele Formen und Förmlichkeiten gleichen den langen Kleidern, welche den, der ins Wasser fällt, eine Zeit lang oben halten, aber nachher mit eigener wachsenden Schwere tiefer ziehen. Darum sollte man um der Form willen sich nicht miteinander zerwerfen. Dem Verdienste überall seine Krone! dem Schlechten Haß! dem Schwachen Schonung! dem Irrthum Zurechtweisung, und dem Guten Liebe! — Man träume sich keine Ideale, die in der wirklichen Welt unerreichbar sind! —

Alles, auch im Gebiete der Religion, eilt seiner Natur nach einer Vervollkommnung entgegen. Das gilt, wie von der Form, so nicht minder von

der Religionslehre. Es ist durchaus keine Art von Erkenntnissen gedenkbar, die nicht einer Berichtigung fähig wäre. In keiner Wissenschaft, am allerwenigsten in der des Heils, darf der Mensch auf demselben Puncte stehen bleiben. Je weiter der Verstand zum richtigen Denken vorrückt; je deutlicher und anschaulicher alles um ihn her wird, und je mehr das Vorurtheil abnimmt: desto heller muß am Himmel der Religion die Sonne der Wahrheit aufgehen. Wozu diente der Vernunft das Recht der Prüfung, wenn sie durch Autorität des Glaubens gefesselt, nichts annehmen, oder bessern, oder sichten und verwerfen könnte, und wenn die Religionsmeinungen überhaupt als unveränderliche Sätze von Jedermann und zu allen Zeiten geglaubt werden müßten? — Wozu dienten dem Religionslehrer die wichtigen Hilfswissenschaften: Philologie, Hermeneutik, Kritik, Exegese ꝛc., die sich in unserem Zeitalter so vortheilhaft ausgebildet haben, wenn sein Geist auf die Ansichten des trüben Mittelalters beschränkt und neben so herrlichen Quellen durch ein Verbot gehemmt wäre, daraus zu schöpfen, um die Religionslehre zu ihrer ursprünglichen Lauterkeit zurückzuführen? — Das Recht unbefangener Prüfung widerspricht dem unbedingt gebotenen Glauben.

Darum sollte man's einem Religionslehrer nicht gleich verargen, wenn ihn sein Forschen zu-

weilen über die Grenzen des bestehenden Lehrbegriffes führt; so lange er die Hauptforderungen aller Religion: thue Gutes! meide Böses! es ist ein Gott, der dieses will und beides vergilt ꝛc., unangefochten läßt, und dem Volke nicht unbescheiden Lehren aufdringt, wofür es noch nicht empfänglich ist — Auch bei aller Freiheit im Forschen, und bei allem Drange, sich mitzutheilen, wird er sich noch oft genug gehemmt fühlen; er wird noch Gelegenheit genug haben, wie einst Jesus zu sagen: ich vermöchte euch noch vieles zu lehren, aber noch könnt ihr's nicht ertragen. Er wird sich genöthiget sehen, noch viele Vorurtheile und Irrthümer stehen zu lassen, zu deren Wegräumung höhere Nationalbildung erfoderlich ist. Ueberzeugt, daß die hartnäckigsten Glaubensfehden vorzüglich die Geschichte der Religion betroffen haben, wird er sich bei seinen Forschungen stets treu an die Regel halten, nie die Religion selbst mit ihrer Geschichte zu vermengen; sondern sich dieser blos dazu bedienen, um zu zeigen, wie die Menschen allmählich an der Hand der Vorsehung von unvollkommenen Lehren zu immer reinern geführt worden sind. Er wird stets sorgfältig den historischen Glauben unter die Leitung des moralischen stellen, ohne welchen jener werthlos wäre.

Nur wo die Begriffe: Religion und Kirche, nicht ineinander fließen, und wo die zarte Grenze zwischen beiden nicht übersprungen wird, wenn von einer oder der andern die Rede ist: ist nachthei-

ligen Verirrungen sicher vorgebogen. So verwandt Religion und Kirche einander seyn mögen, so groß bleibt doch bei aller Verwandtschaft ihre Verschiedenheit. Religion ist die Seele, die Kirche der Leib. Die Religion bezeichnet das Verhältniß des menschlichen Geistes zu Gott: die Kirche ist die sichtbare Aeußerung der Religion durch Gottesverehrung und Gebet, durch Lehre und Auslegung, durch fromme Uebung und Andacht. Die Religion ist selbstständig, und unterliegt keinem Wechsel; die Kirche ist mit ihren Begriffen und Gebräuchen wandelbar. Keine Kirchenparthie ist seit ihrem Entstehen ohne Abänderung und Zusatz geblieben. Die Religion, obgleich ohne Form nicht erkennbar, kann doch an sich ohne alle Kirche bestehen, wie die unsterbliche Seele ohne den irdischen Leib; aber die Kirche ohne Religion ist ein todter Leichnam, ein Schattenwerk, das in sich selber vergehen muß. Religion bleibt ewig, was sie ist, und ihrer Natur nach seyn muß; mit der Kirche ist's anders: sie hat sich von jeher nach den Zeiten und Ländern, nach den Einsichten und Sitten der Völker gestaltet.

Erhaben über das Gewühl menschlicher Leidenschaften, und unabhängig von dem beständigen Wechsel der Meinungen, Gebräuchen und Ereignissen, verfolgt Religion unaufhaltsam ihren Zweck, unsere Heiligung. Irdische Interessen sind ihr

fremd; sie kann also auch mit keinen in Anstoß kommen, die ihr himmlisches Ansehen gefährden oder verdüstern könnten. Von ihr beseelt leistet die Kirche der Landesregierung für die Treue und Anhänglichkeit der Bürger die zuverläßigste Bürgschaft, die auf Erden, wo sonst alles wandelbar ist, gedacht werden kann; stets ihrem von Gott selbst bestimmten Verhältniß zum Staat getreu, wird sie nie etwas anderes lehren und empfehlen, und einschärfen, als Unterwürfigkeit und Ehrfurcht gegen die Landeshoheit und ihrer Stellvertreter, gegen Verfassung und Gesetze; sie wird sich nach der Absicht dessen, von dem sie ihre Stiftung ableitet, dem Staat immer als eine Verkünderin des Friedens und Segens darstellen; dankbar wird sie den Schutz empfangen, den der Staat ihr verleiht, und gewissenhaft ihren Dank durch den kraftvollen Einfluß ihrer Lehren und Anstalten auf moralische Bildung und Ordnungsliebe bethätigen, welche der gesunde Lebensgeist jedes geselligen Vereines sind; aus ihrer Verfassung und Lehre wird liebende Verträglichkeit sprechen, die auch bei abweichenden Meinungen und Gebräuchen sich nie verläugnet, und es anerkennt, daß alle Kinder eines Vaters im Himmel sind, und der großen Gottesfamilie angehören.

5. Abgötterei.

Abgötterei, Götzendienst und Heidenthum sind gleichlautende Ausdrücke, welche die gesammten Volksreligionen bezeichnen, die außer dem Gebiete des Judenthums, des Christenthums und des Islamismus liegen. Je näher der Mensch an Thierheit grenzt, und je weniger seine Vernunft ausgebildet ist, desto weniger vermag er, zur reinen Idee von Gott sich aufzuschwingen. Höchstens ahnet er höhere Wesen über sich, und hält es für Pflicht, durch Verehrung ihre Gewogenheit zu gewinnen. Jedes glückliche und unglückliche Ereigniß, das sich der Kurzsichtige nicht erklären kann ꝛc. ꝛc., wird von ihm unmittelbar auf Rechnung solcher höhern Wesen geschrieben. Zum Nachdenken und Untersuchen zu träge, überläßt er es also der vorwaltenden Einbildungskraft, sich nach Verschiedenheit der Welt- und Naturbegebenheiten auch verschiedene Gottheiten zu schaffen, und ihnen die Obsorge und Leitung derselben zu übertragen. Daß auf diesem Wege die Abgötterei in die Welt gekommen sey, und verschieden sich gestaltet habe, lehrt die Geschichte aller Zeiten und Völker.

Der Mensch muß schon eine hohe Stufe der

Geistesbildung erreicht haben, wenn er aufhören soll, sich seinen Gott durch ein Bild sichtbar zu machen. Den ganz sinnlichen Menschen spricht nichts an, was nicht in die Sinne fällt; das Geistige und Unsichtbare ist für ihn, wie nicht vorhanden. Daher die Statuen und Bilder, in Tempeln aufgestellt, um dem rohen Volke seine Gottheiten zu versinnlichen, und anschaulich zu machen. Am liebsten dachte es sich diese Gottheiten in menschlicher Gestalt und mit menschlichen Eigenschaften, oder auch in symbolischen Formen, die am besten geeignet waren, die mancherlei Verhältnisse der Gottheit zur Sinnenwelt auszudrücken. Bereits jedes Volk hatte seine besondern Schutzgötter, an die es in der Noth mit Geschenken und Bitten sich wandte. Sogar einzelne Stämme und Familien hielten sich eine oder mehrere Hausgötter oder Penaten, bei denen sie in häuslichen Angelegenheiten Hilfe suchten. Bereits jedem Zweige des menschlichen Treibens und Gewerbens stand ein Gott vor, der ausschließlich und unumschränkt in seinem Gebiete waltete. Die Jagd wie der Krieg, die Viehzucht wie der Feldbau 2c. standen unter der Leitung eines eigenen Gottes, den man nicht übergehen durfte, wenn man eines oder das andere mit gesegnetem Erfolge treiben wollte. Für jeden war ein eigener Cult angeordnet, und jeder hatte seinen besondern Priester, die den Opferdienst verrichteten, und in seinem Namen Bescheid gaben. Die Geistesbe-

schränktheit war bei den Menschen damaliger Zeit zu groß, um sich zum Gedanken zu erheben, daß ein einziger Gott genüge, mit seiner Vorsehung das Ganze zu umfassen, und allen Menschen in jeder vorkommenden Noth Helfer und Beschützer zu seyn. Die Bildsäulen der Götter vermehrten sich beinahe ins Unendliche, und erhoben sich vom wenig behauenen Stein bis zum vollendeten Kunstgebilde in unzählbaren Abstufungen über einander. Die abscheulichsten Mißgestalten und Carricaturen von Menschen und Thieren behaupteten ihre Plätze in Tempeln und auf Altären eben so gut, als der Jupiter Olympius und die Minerva des Phidias. Der Verstand steht still bei solchen Miß- und Schreckgestalten, wenn man sich dieselben als Gegenstände der öffentlichen Verehrung denkt, und im Geiste ganze Völker vor ihnen anbetend liegen sieht; und nur der Indianer mag das Geheimniß besitzen, ihnen symbolische Deutung zu geben.

Es ist schwer zu glauben, daß der Ausdruck: Götzendienst im eigentlichen Sinne anwendbar sey, und daß man die Götzenbilder ohne höhere Beziehung angebetet habe. Höchstens möchte man das von den Dümmsten im Volke behaupten. Zur Ehre der Menschheit will ich viel lieber annehmen, das Volk habe im Allgemeinen seine Götzenbilder behandelt, wie noch dermalen das katholische Volk seine Heiligen-Bilder, die ihm zur Erinnerung jener Tugenden dienen, womit ausgezeichnete Got-

tesfreunde der Welt vorglänzten. Es läßt sich gar nicht denken, daß Menschen je so ihre Vernunft verläugnet haben; eine Statue aus Holz, Stein oder Metall zu verehren, und zu glauben, sie sey ein Gott, und könne an ihre Anbeter Gnaden spenden. Als dem Kaiser August die Ehre der Vergötterung zuerkannt war; verrichtete man in seinem Tempel die üblichen Ceremonien nicht der Statue, sondern den Manen des Kaisers zur Ehre. Wenn Jupiter in seinem Tempel verehrt wurde; so erwies man nicht der Statue, sondern dem Gott seine Huldigung. So war's in Griechenland, in Aegypten, und in jedem andern Lande, wo Abgötterei einheimisch war.

Anbetung der Götzenbilder, als solcher, wird eben so wenig bei den Heiden neuerer Zeit gefunden, so Abentheuerliches man auch sonst von ihnen erzählen mag, und so unermeßlich die Kluft ist, die in Beziehung auf Geistesbildung zwischen uns und ihnen liegt. Bernier, ein Reisender, der Beurtheilungskraft besaß, erzählt: ein Pundit zu Benares, mit dem er sich einst vertraulich über die Verehrung der Götzenbilder unter den Hindus, den Ureinwohnern Ostindiens, unterhielt, habe ihn treuherzig versichert: sie hätten zwar in ihren Tempeln viele Statuen von höhern und niedrigen Gottheiten, vor denen sie ihr Gebet verrichteten, und denen sie unter vielen Ceremonien, Reis, Oel, Blumen rc. opferten; allein sie seyen

weit davon entfernt, die Statuen für die Gottheiten selbst zu halten, und dem leblosen Stein oder Metall übernatürliche Kräfte beizumessen; sie verehrten in diesen Bildern nur die Wesen, die sie vorstellten; nur damit das Volk Gegenstände habe, auf die es seine Aufmerksamkeit heften, und an denen es sich zur unsichtbaren Gottheit erheben könne, seyen in ihren Tempeln Statuen unter mancherlei sinnbildlichen Formen aufgestellt, die sich freilich ein Fremdling nicht deuten könne; nicht an diese Statuen, sondern an die höhern Wesen, die sie vorstellen, seyen ihre Gebete gerichtet; so tief stehe das Volk doch nicht, um sich zum Glauben zu erniedrigen, daß durch einige Zauberformeln aus einem Stück Holz, oder aus einem Steine ein Gott werden könne ꝛc.

Wer findet die Anwendung auf die Heiden der grauen Vorzeit unnatürlich? — Der Götzendienst floß überall aus der gleichen Quelle; sollte er nicht auch überall die gleiche Richtung genommen haben? — Sollte er, der Hauptsache nach, nicht überall auf die gleiche Weise behandelt worden seyn? — Sollten Griechen und Römer, deren höhere Bildung durch allerlei Denkmäler, die bis auf uns gekommen sind, beurkundet wird, den Völkern am Ganges nachstehen, und Götzenbilder für wirkliche Gottheiten gehalten haben? — Warum doch ihnen ohne Grund absprechen, wofür die Natur der Sache das Wort nimmt, und wo-

mit noch dermalen der Katholik seine Bilderverehrung rechtfertiget? —

Es fehlte den heidnischen Völkern nie an Männern, die der herrschenden Vielgötterei auf den Ungrund gesehen haben. Es erhoben sich von Zeit zu Zeit besonders griechische und römische Weise, die gegen die Herrschaft des Irrthums ankämpften, und sich durch Entdeckung neuer Wahrheiten um das menschliche Geschlecht verdient machten. Sie erkannten Einen regierenden Gott, der vollkommen in seinem Wesen, unbeschränkt in seinem Willen, allein die Schicksale der Welt und der Menschen bestimme; allein die Sorge für eigne Sicherheit hinderte sie meistens, einen Schritt weiter zu thun.

Die ältesten Gesetzgeber, die sich's vornahmen, rohe, unstät herumziehende Völkerhorden in eine große Gesellschaft zu vereinigen, und an bürgerliche Ordnung zu gewöhnen; glaubten am sichersten ihren Zweck zu erreichen, indem sie die vorgefundene Anhänglichkeit an die Götter der Gegend benutzten, dadurch ihren neuen Staatsverfassungen Gewähr und Haltung zu geben. Auf diesem Wege wurde nun die Vielgötterei constitutionell, und faßte durch Verjährung immer tiefere Wurzeln, daß es nicht leicht Jemand wagen durfte, gegen sie seine Stimme zu erheben, wenn er nicht der Gefahr sich blos stellen wollte, als erklärter Feind des Vaterlandes ergriffen und bestraft zu werden. Nur

durch allmähliche Volksbildung konnte es möglich werden, die Vielgötterei in ihrem innern Wesen zu verwunden. Das Volk mußte vorerst geistesmündig werden, um Höheres zu erfassen; es mußte im Stande seyn, mit einiger Nachhilfe selbst die Fesseln des Vorurtheils entzweizubrechen, und dem hellern Lichte entgegen zu kommen. Was nutzt das hellste Licht, wenn das Aug' zu blöde ist, rein dessen Strahlen in sich aufzunehmen? So wenig dem Bauer eine gelehrte Vorlesung über Metaphysik zusagt; so wenig kann eine erhabene Religionslehre einem Volke zusagen, dem es an den nöthigen Schwingen fehlt, um sich damit in das Gebiet des Geistes zu erheben. Wo noch der Geist, mit dem Fleische verwachsen, unwiderstehlich zur Erde niedergezogen wird, da ist schlechterdings kein gedeihliches Aufstreben möglich. Vom Tiefsten zum Höchsten ist kein Sprung gedenkbar. Die Frucht des Geistes kann nicht im fremdartigen Boden, in niedriger Sumpferde, im Schlamme der Sinnlichkeit aufgehen.

Dadurch wird erklärbar, warum die Vorsehung zur Einführung des Evangeliums keinen frühern Zeitpunkt wählte. Es mußte, um demselben willige Aufnahme zu bereiten, und zu einem so hohen Zweck die Bahn zu brechen, entsprechende Geistesbildung vorangehen; das Volk mußte zur Fähigkeit gelangt seyn, die erhabene Lehre, nicht mit dem Gedächtnis nur aufzufassen, sondern mit der Ver-

nunft gehörig zum geistigen Eigenthum zu verarbeiten, und dadurch für Tugend sich zu beseelen, die allein ein Volk adelt. Nie waren bisher zu Erreichung eines so wohlthätigen Zweckes die Umstände so günstig, als zur Zeit, in welche die Einführung des Christenthums fiel. Fast alle Völker von einiger Bildung waren unter dem Herrscherstab der Römer vereinigt, bei denen freier Ideenwechsel gesetzlich war; den Forderungen der Verständigern im Volke genügte die bisherige Landesreligion nicht mehr; allgemein war das Streben nach Besserem rege; je kräftiger die Vernunft unter allen Ständen vordrang, desto gewaltiger wankten die Stützen, auf welchen die Abgötterei ruhte; mit jedem Tage wurde das Bedürfniß einer vernünftigern Verehrung der Gottheit fühlbarer, die man sich bisher auf eine so unwürdige Weise zersplittert dachte.

Auch mag wohl im Mangel der Empfänglichkeit der Grund liegen, warum in neuern Zeiten die zu den entfernten heidnischen Nationen gesandte Verkünder des Evangeliums so wenig ihr Glück machten. Diese meistens halbwilde Völker hatten noch zu wenig Vorkenntnisse, um in den Geist der Lehre Jesu einzudringen; ihre Vernunft war noch zu beschränkt, um an Dingen Geschmack zu finden, die außer der Sinnenwelt liegen. Ein Erbübel des menschlichen Geschlechtes ist der Hang, in seiner Gewohnheit zu verbleiben: das bewährt sich besonders an rohen Völkern, wenn man sie über die

Grenzen des Herkommens führen will. Was über das Gewöhnliche sich erhebt, wird von ihnen nicht nur verabscheut, und bitter angefeindet, sondern es hat auch mit tausend Hindernissen zu kämpfen. Meinung und Gebrauch erlangen eine gewisse Ehrwürdigkeit durchs Alter, daß man es ohne große Gefahr kaum wagen darf, bei einem Volke den ruhigen Besitz derselben zu unterbrechen. Es freut sich der Enkel des heiligen Vermächtnisses seiner Vorfahren, und verehrt Gott am liebsten nach derjenigen Weise, welche er durch das Alterthum erprobt, und als dem höchsten Wesen wohlgefällig schon lange geübt glaubt. Es ist mit rohen, halbwilden Völkern, wie mit Kindern. Vernünftige Lehren geben, ehe ein Kind darnach fragt, ist gerade so viel als es essen lassen, ehe es hungert. Der Kopf bleibt unthätig, weil er ohne Bedürfniß empfängt, und nicht Platz hat, die Begriffe zu ordnen. Mit allgemeinen, abgezogenen Begriffen kömmt man gegen Menschen und Völker nicht auf, wenn sie noch auf gar zu tiefer Bildungsstufe stehen; sie sind mehr fähig zu empfinden, als abstract zu denken. Um ihnen die Wahrheit liebenswürdig zu machen, sollte man sie ihnen mahlen können.

Menschliche Vernunftfähigkeit muß vorerst zur Vernunft gebildet werden, wenn das Vernünftige Eingang finden soll. Wo noch bei ganzen Völkern die Vernunft unter der Thierheit gefangen liegt, wo sogar bei den Besten noch niedrige Triebe den

erhabenen Menschen zum Thier hinab ziehen; da ist zur Zeit noch der bessern Lehre ein unbeweglicher Riegel vorgeschoben. Zuerst muß die gefangene Vernunft erlöst werden, wenn sie sich frei im weiten Gebiete des Christenthums bewegen soll; der Thiermensch muß ein Vernunftmensch werden, wenn er es erschwingen soll, ein Christ zu werden. Ein noch ganz rohes Volk durch die sanften Lehren des Evangeliums in Anspruch nehmen wollen, heißt, nach Pope, mit einem Scheermesser Marmor zerschneiden wollen. Zwei Extreme können unmöglich in unmittelbare Berührung gebracht werden.

Die Fortschritte der menschlichen Vernunft sind viel langsamer, als so Manche glauben, die sich dem Bekehrungsgeschäfte in fernen Weltgegenden unterziehen. Die wahre Ursache davon ist, daß so Manche mit schwankenden Begriffen sich begnügen, und nur Wenige Zeit haben, ihren innern Gehalt zu erforschen, und bis auf den Grund der Dinge zu gehen. Einige sind von Kindheit an in die Fesseln des Aberglaubens eingezwängt, die sie nicht zerbrechen wollen oder können. Andere beschäftigen sich mit nichtswürdigen Kleinigkeiten, oder leben gedankenlos in den Tag hinein, unvermögend weiter zu sehen, als die Sinne reichen. Mag das Ungewöhnliche auch zuweilen die Neugierde ansprechen oder Aufnahme finden: die neue Lehre bleibt auf der Oberfläche des Geistes liegen, und gleitet am menschlichen Herzen ab, wie das Taufwasser an

der Haut des scheinbar Bekehrten. Das Geistige muß mit dem Geiste aufgefaßt werden, was nur bei Menschen möglich ist, die schon zu einiger Bildung vorgedrungen sind. Es gehört zu der Lehrweisheit des Apostels, daß er genau die Empfänglichkeit der Völker für seine Lehre beachte, und es nie übersehe, an den Nationalcharacter dieser Völker, und an ihre herrschenden Vorstellungsarten und Gebräuche gelegenheitlich sich anzuschließen. Sein Vorbild ist Jesus, der sich's zur Regel gemacht hatte, sich den Vorbegriffen und der Fassungskraft des Volkes anzuschmiegen, und der gewiß zum Tibetaner, zum Schinese, zum Tartar ꝛc. anders gesprochen haben würde, als er zu dem Jud sprach. Dies versäumten die meisten der neuen Glaubensprediger: anstatt den Völkern, die sie für das Christenthum gewinnen wollten, die Lehren Jesu in ihrer ursprünglichen Reinheit, wie er selbst, vorzutragen, welche jedes vernünftiges Wesen ansprechen, und jedem unverdorbenen Herzen zusagen; anstatt auf das sich zu beschränken, was geeignet ist, die in allen Gemüthern schlummernden dunkeln Ahnungen zur Klarheit aufzuwecken, und dem zweifelnden Geiste alle Räthsel des Lebens lieblich aufzulösen; anstatt bei den einfachen Grundwahrheiten des Christenthums stehen zu bleiben; suchte jeder nur die Lehre seiner Kirche einzuführen, und neben sich jeden zu verdächtigen, der nicht, wie er, lehrte. Der Katholik wollte ein katholisches, der

Protestant ein protestantisches Kirchthum begründen; jeder eiferte für die Meinungen und Gebräuche seiner Kirche, so wenig sie auch für die dortigen Völker, welche mit uns an Denk- und Lebensweise so wenig ähnliches haben, passen mochten. Daß mit Streitreden und Streitschriften mehr Böses, als Gutes, gestiftet wurde und daß eine Religionslehre wenig Eingang finden mußte, der man Unduldsamkeit zum Geleite gab, ist leicht zu begreifen. Man wollte diesen Völkern mehr geben, als sie fähig waren, in ihr Wesen aufzunehmen; man hielt sie mit Unterscheidungslehren hin, die ihrer Natur nach mehr abstoßend, als anziehend sind; man predigte viel anders, als Christus und seine Apostel gepredigt hatten; darf man sich verwundern, wenn der Erfolg verschieden war? —

6. Mosaismus.

Mosaismus, wie er ursprünglich war, ist schon lange eine todte Religion, und diejenigen, welche dermalen noch zu ihm sich bekennen, und seine Farbe tragen, sitzen eigentlich klagend bei der unverweslichen Mumie, und weinen über sein Hinscheiden, und seine traurige Verlassenschaft. Um ihn also gehörig zu würdigen, richtig sein Wesen aufzufassen, und genau seinen Gehalt zu ermessen, reichen, als Maaßstab, die Lehren, Satzungen und Gebräuche nicht hin, an welche sich zu unsern Zeiten das zerstreute Judenvolk hält. Was einst Moses gab, hat sich in dem, was nachher hinzugekommen ist, so ganz verlohren, daß man mit Mühe kaum einige wenige Spuren der ursprünglichen Religionsverfassung in der ungeheuren Masse der Zuthaten finden kann. Wollte man den Stifter einzig nach dem beurtheilen, was noch unter seinem Namen da ist, und von zersplitterten Resten seiner Nation oft mit abergläubiger Aengstlichkeit heilig gehalten wird: er würde sich unsern Blicken in winziger Gestalt darstellen, und er wäre bei weitem der große Mann nicht, wie ihn die Geschichte der Nachwelt anrühmt.

Anders erscheint er uns, wenn wir seinen Geist erfassen, wie er sich im Pentateuch ausspricht. Da wird Moses als Mann gezeichnet, der alles in sich vereinigte, was jene Zeit an Bildung und Einsicht besaß. Vertraut mit allen Künsten und Wissenschaften, die der ägyptische Priesterstand, dem er einst als Lehrling angehörte, in streng verhüllten Mysterien bewahrte, drang er noch tiefer, als seine Lehrer und gewann der Religion und Gesetzgebung Ansichten ab, die vor ihm noch kein Weiser errungen hatte. Das einsame Hirtenleben, das er auf den Gebirgen und in den Wüsten Midiens führte, wohin Nachstellung und Verfolgung ihn verschlagen hatten, weil er mit Muth und Kraft seines mißhandelten Volkes gegen dessen Dränger sich annahm, und die stille Zurückgezogenheit aus dem Gewühle der großen Welt, waren ihm willkommne Gelegenheit, mehr seinen Geist zu sammeln, reiner den Gott seiner Väter zu erkennen, und die bereits gewonnenen höheren Ansichten über Religion und Gesetzgebung zu berichtigen, zu erweitern, und zu ordnen.

Je mehr seine Religionsbegriffe durch anhaltendes Forschen sich läuterten; desto unwiderstehlicher wurde sein Drang, durch Umsetzung derselben sein verwildertes und tief gesunkenes Volk wieder empor zu heben, und aus einem Sclavenvolke ein Volk Gottes zu machen. Tief durch gedacht war sein Plan, das drückende Joch zu zerbrechen, unter

welchem so lange dieses arme verlassene Volk schon schmachtete, und ihm unter Gottes allmächtigem Schutz eine selbstständige Verfassung zu geben. Je mehr dieser Plan in seiner Seele reifte, desto stärker fühlte er sich zu Ausführung desselben hingezogen, was ihm unverkennbares Merkmal eines höhern Berufes war. Aber nicht ohne Einwendungen und Besorgnisse entschloß er sich, diesem Rufe zu folgen: Pharao, dachte er, ist hart, und er wird schwer dahin zu bringen seyn, ein so zahlreiches Volk zu entlassen; ich selbst bin ein Geächteter, und als solcher arm an Mitteln, zu Befreiung desselben mit Erfolge wirksam zu seyn; das Volk selbst ist ungemein roh, und unfähig, die Idee Gottes zu fassen, wodurch ich es begeistern möchte, mir zur Grundlegung der Freiheit kräftig die Hand zu bieten; mißlingt das Unternehmen, wozu ich den Plan entwarf, dann wird der Volksdruck noch stärker werden, und Fluch wird mein Lohn seyn. Doch Vertrauen auf höhern Schutz besiegte alle diese Bedenklichkeiten. Im festen Glauben, daß es ihm mit Gott gelingen werde, sein Volk frei zu machen, sammelte er es, stellte sich muthig an dessen Spitze, und hatte den Trost, es mit aller Habe aus Aegypten über die Grenze zu führen, so sehr es auch Pharaos nachsetzendes Heer zu verhindern suchte.

Indessen war das nur noch der Anfang seines Unternehmens. Kaum dem Feinde entkommen,

wogte um ihn gährend die rohe Masse des Volkes, das der Uebergang vom Stock des Treibers zur Freiheit übermüthig und trotzig gemacht hatte, wenn ihm gegen seine Neigung etwas befohlen wurde. Der Mangel in der arabischen Wüste erregte lautes Murren, das Zusammentreffen mit feindlichen Beduinen-Völkern blutige Kriege, die Eifersucht neidischer Familienhäupter innere Empörungen wider den Führer. Oft kam sein Leben in Gefahr, und nur durch gewaltsamen Zwang und schreckliche Strafgerichte konnte er seine Macht behaupten. Aber sein überlegener Geist ließ sich durch Widersetzlichkeit und Trotz in fester Verfolgung seines Planes nicht hemmen, die störrische Menge endlich zur Besonnenheit zu bringen, und zum gesitteten und selbstständigen Volke zu machen. Durch weise und liebvolle Fürsorge, wenn Hunger oder Durst das Volk drängte, und es keine Rettung mehr vor sich sah, erwarb er sich bald den Ruf eines besondern Lieblings des Himmels, dem als Diener und Werkzeug des Herrn die Natur selbst mit allen ihren Kräften zu Gebote stehe. Für mehr wollte auch Moses nicht angesehen seyn, und bei allen Anordnungen berief er sich auf ausdrückliche Befehle Gottes, der das Volk durch Güte und Ernst, durch Wohlthat und Schrecken väterlich an sich ziehen und bilden wollte.

Einmal so weit gekommen, glaubte er nicht ferner zögern zu müßen, zur neuen Staatsverfassung

für sein Volk einen festen Grund zu legen; um ihr Haltung zu geben, schien ihm Religion die sicherste Unterlage. Damit in einer so wichtigen, viel umfassenden Angelegenheit, wovon die Wohlfart eines ganzen Volkes abhangen sollte, nichts übersehen werde, läßt er das Volk am Fuße des Berges Sinai sich lagern, er selbst aber besteigt dessen Gipfel, um da ganz allein dem Nachdenken über die neue Gesetzgebung sich hinzugeben. Da nun, begeistert vom Gedanken der nahen Gottheit, entwarf und ordnete er die Gesetze, nach welchen Israel künftig leben sollte, und brachte sie, auf zwei steinernen Tafeln eingegraben, unter Blitzen und heftigen Donnerschlägen von da ins Lager zurück, wo man seiner Wiederkehr mit Sehnsucht harrte. Gewaltig von der Naturbegebenheit erschüttert, horchte das Volk, welches im Donner die Stimme Gottes ehrte, in demüthiger Stellung der Kundmachung des neuen Gesetzes, und gelobte hoch und theuer, es heilig zu halten. Des Gesetzgebers Weisheit spricht aus allen seinen Einrichtungen und Anordnungen: alle waren genau nach dem sinnlichen Charakter der Nation berechnet. Dazn bedurfte er des Ceremonialgesetzes, als eines Mittels, die höhern Wahrheiten festzuhalten; sie waren gleichsam die Schaale, worin die Religionslehren, als der Kern der Verfassung, verborgen lagen. Staat und Kirche wurden dadurch Eins, und die ganze Staatsverfassung bekam einen religiösen Anstrich. Der geschriebenen Gesetze waren

wenig, und selbst diese ohne mündliche Erklärung unverständlich. Es war Hauptgrundsatz, daß über die Gesetze nichts Schriftliches durfte verfaßt werden. So bekam der jedesmalige Volkslehrer freie Hände, sie nach Maaßgabe der Zeitbedürfnisse und Umstände anzuwenden, und diesen anzupassen.

Auf den Glauben der Erzväter gebaut, mußte die Verfassung dem Volke ehrwürdig werden. Da dieser Glaube in den Irrthümern und Thorheiten des Aberglaubens fast ganz untergegangen war, der sich im langen Verkehr mit abgöttischen Völkern auf Israel vererbte, welches in Aegypten aus einer Familie zum großen Volke angewachsen war: so richtete Moses seine erste Sorge darauf, aus dem unnatürlichen Gewirre von Lehren und Gebräuchen, wozu das Heiligste entartet war, die einfachen Wahrheiten wieder hervorzusuchen, durch welche sich einst die Urwelt zum Höchsten erhoben hatte.

Der Mittelpunkt, um welchen seine ganze Gesetzgebung sich drehte, war die Lehre, daß Jehovah der einige Gott, der weder einen andern neben sich, noch ein sinnliches Bild seines Wesens dulde, selbst König seines Volkes seyn, und es durch Priester regieren wolle. Das Staatsregiment ruhte auf Theocratie, und alle Gesetze, wodurch der Cultus, die Rechtspflege, die Sitten- und Gesundheitspolizei bestimmt waren, trugen das Gepräge göttlicher Autorität. Was ganz besonders von der

Weisheit und Klugheit des Gesetzgebers zeugt, ist der Umstand, daß er nichts anordnete, was nicht genau der sittlichen und sinnlichen Natur des Menschen, der Individualität des Volkes, dem Clima und der politischen Lage des Landes zusagte. Der Staat, wozu er den Grund legte, sollte mit andern Nachbarstaaten nichts gemein haben, und von ihnen ganz und gar unabhängig seyn; er sollte frei und allein als ein scharf abgeschlossener Gottesstaat dastehen, und dadurch die Gewähr seiner Fortdauer in sich tragen. Darum verbot er streng jede Vermischung mit andern Nationen, und jede fremde Sitte und Gottesverehrung; er bestimmte sogar die geringsten Einzelnheiten der täglichen Lebensordnung und des geselligen Verkehrs; nicht einmal die Auswahl und Bereitung der Speisen, und die Sorge für die Reinlichkeit des Körpers blieb vergessen.

Vorzüglich streng war das Ritual geregelt, das die Gottesdienstordnung enthielt. Aus tausenden an sich kleinlichen und stark in die Sinne fallenden Ceremonien zusammengesetzt, sollte er im Ganzen die erhabene Allegorie eines ewigen, unaufhörlich durch Opfer, Gebete und Reinigungen neu anzuknüpfenden Bundes mit Gott darstellen, und bedeutsam die Pflicht einer nie unterbrochenen Geschäftigkeit im Dienste des himmlischen Königs vorbilden. Die Verwaltung des Gottesdienstes und die Aufsicht über die Beobachtung der Gesetze über-

trug Moses dem Stamme Levi, dem er selbst angehörte; aber nicht seinen Söhnen, die er mit weiser Uneigennützigkeit unter die gemeinen Leviten zurücktreten ließ, sondern dem Geschlechte seines Bruders Aaron war das mit der obersten Staatsgewalt bekleidete Hohepriesterthum vorbehalten. Diesem von allem Grundeigenthum ausgeschlossenen Stamme machte er die übrigen Stämme zehntpflichtig, untergab sie eigenen Stammältesten und Richtern, und sicherte die Festigkeit ihres politischen Verbandes durch gemeinsame Feste und durch ausschließliche Einheit des Gottesdienstes in der Stiftshütte, einem tragbaren Tempel, der prächtig geschmückten, und im Innersten nur dem Hohenpriester zugänglichen Wohnung Jehova's, die als das einzige Heiligthum, durch die Zuflüße der Steuern, nothwendig der Mittelpunkt alles Reichthums und Credits der Nation werden mußte.

Dies sind die Hauptpunkte der mosaischen Gesetzgebung, die, wenn auch einzelne Züge ägyptischer Bildung daran nicht ganz zu verkennen sind, doch das Bestreben, die Hebräer von ägyptischen Sitten und Vorurtheilen zu entwöhnen, und zur politischen und religiösen Selbstständigkeit zu erheben, deutlich beurkundet. Nimmt man auf Zeit und Umstände ihrer Entstehung unbefangene Rücksicht, dann dürfte wohl die Behauptung nicht gewagt scheinen, daß sie an Originalität, an Hoheit der Grundsätze, an Consequenz, an Nachdruck und

Dauer, und, was besonders beachtet zu werden verdient, auch an Keimen wahrer Humanität die hochgepriesenen Gesetzgebungen Solons und Lykurgs weit hinter sich lasse.

So entschieden es ist, daß sich Moses kein herrlicheres Denkmal seines hohen Geistes hätte stiften können; so wurde doch seiner vortrefflichen Gesetzgebung von seinem Volke noch lange hartnäckig widersprochen. Schon nahe am Ziele des Weges nach Canaan, sah er sich durch neue Gährungen genöthigt, das Volk in die Wüste zurückzuführen. Es mußten vierzig Jahre eines müheseligen Umherziehens in der öden Gegend vergehen; die angedrohten harten Strafen mußten an den Uebertretern des Gesetzes mit eiserner Strenge vollzogen werden; alle, die im Mannesalter aus Aegypten gezogen waren, mußten absterben, ehe das Gesetz bei dem neu herangewachsenen Geschlechte durchdrang. Moses selbst erlag unter den Sorgen, Beschwerden und Arbeiten aller Art, und sah sich genöthiget, die Vollendung des mühsam begonnenen Werkes seinem Feldherrn Josua zu überlassen. Als Greis von 120 Jahren starb er an der Grenze des Landes, das er für sein Volk als väterliches Erbe in Besitz nehmen wollte, und das er noch kurz vorher von einem Berge herab sehnsüchtig überschaut hatte. Lange blieb die mosaische Gesetzgebung, was sie ursprünglich war. Erst nachdem in spätern Zei-

ten Tempeldienst und Verfassung vernichtet, und die zerstreuten Stämme der Nation in unerhörtes Unglück versunken waren: faßten die übriggebliebenen Gesetzlehrer den verzweifelten und widergesetzlichen Entschluß, die durch Ueberlieferung aufbewahrten Erklärungen und Modificationen der mosaischen Gesetze der Schrift anzuvertrauen, und ihnen dadurch bleibende Dauer zu geben. Nun wurde, was vorher hohen Sinn hatte, sinnlos, und alles artete in Wortkram und leere Werkheiligkeit aus. Das schöne Gebäude der mosaischen Religion war zerstört, und die dem Einsturze Entkommenen umklammerten die Trümmer, nicht des Tempels, sondern seines Gerüstes: die Ceremonien und Gebräuche, welche nach verlohrner Selbstständigkeit Sinn und Bedeutung verlohren hatten. Wäre der Geist des Volkes nicht so tief gebeugt gewesen, und wäre nicht im vieljährigen Elende fast jede Seelenkraft desselben untergegangen: vermuthlich hätte es in andern Ländern, und unter ganz andern Verhältnissen gelernt, diesen Ceremonienschwall, als etwas wirklich ganz unbrauchbar gewordenes, aufzugeben.

Ganz das Gegentheil erfolgte: die Anhänglichkeit am äußerlichen Gepränge wuchs, je bedeutungsloser es geworden war. Dazu trug die Idee von einem irdischen Messias nicht wenig bei; weil dadurch der einzig richtige Gesichtspunkt vollends verschoben werden mußte. Die Erwartung eines solchen Messias, und der Rückkehr nach dem gelob-

ten Lande mußte dem Opferdienst und dem Ceremonienwesen noch höhern Schwung geben, und dadurch die Trennung von andern Völkern noch mehr begünstigen. Je lästiger die Ceremonien wurden, für desto verdienstlicher wurden sie gehalten, und zu desto größern Ansprüchen auf baldige Erlösung vom Elend glaubte man sich berechtiget. Die Gebetsformeln ertönten von ewig wiederkehrenden Klagen über die große Noth, welche schwer auf die Nation drückte; von Seufzern nach der Rückkehr ins verlohrne Land; von Sehnsucht nach Wiederherstellung des Tempeldienstes. In allen Gebeten ohne Ausnahme, sogar in Dankgebeten für genossene Speisen erschallte das Klaggeschrei von Sklaven, die nach Erlösung schmachten, und der Ruf um einen Messias, der die zerstreuten Reste Israels wieder nach Palästina zurückführe. Diese Gebete wurden von Jahrhundert zu Jahrhundert immer zahlreicher und schlechter, die Begriffe immer mystischer, und mit Grundsätzen der Cabbala verunreinigt, die dem ächten Geiste des Judenthums geradezu widersprachen. Nach gänzlicher Auflösung des Jüdischen Staats und allseitiger Zerstreuung des Volkes hätte man glauben sollen, nach einer so langen Nacht werde endlich für dasselbe der Tag der bessern Einsicht anbrechen, und die so lange getäuschten Messiashoffnungen werden im Strome so vieler Jahrhunderte untergehen: aber die süßen Messiasträume

behaupteten sich durch unermüdete Pflege der Rabbinen, und erhielten bis auf die neuesten Zeiten das Judenthum aufrecht. Die fortdauernde Verzögerung der Messiaserscheinung, welche allein zureichen sollte, dem verblendeten Volke den Staar des Vorurtheils zu stechen, wird von dessen Führern absichtlich auf Rechnung des herrschenden Sittenverderbens geschrieben, um die Messiasidee auf ewige Zeiten festzuhalten.

Denkt man sich dazu noch den sinnlichen, mit Ceremonien überladenen Cultus, wobei es gar keines eigenen Nachdenkens bedarf, und wobei das Volk sich am behaglichsten fühlt; den Unsinn der Talmudisten, die alles aufbieten, damit es in den Köpfen nie hell werde; die Verachtung, den Druck, die Armuth, den Mangel an Erwerbsmitteln, wovon Verkrüppelung des Charakters die bittere Frucht ist, und die unbegreifliche Sorglosigkeit mancher Regierungen, die es unter ihrer Würde zu finden scheinen, die Verwahrloseten genauer zu beachten, und ihnen zur bessern Geistes- und Charakterbildung, zum Uebergang aus dem Kindesalter in das männliche Vernunftalter einen Weg zu öffnen: dann wird man sich wohl nicht ferner darüber verwundern, daß die zerstreuten Juden in religiöser Beziehung noch auf so niedriger Stufe stehen, deren Väter in patriarchalischer Vorzeit durch ihre Begriffe von dem höchsten Wesen so vortheilhaft sich ausgezeichnet hatten. Mögen indessen die Juden noch so eigen

sinnig an den todten Formen des Mosaismus fest- halten; da dieser sich überlebt hat, so wird ihr Be- mühen ewig fruchtlos bleiben, in die erstorbenen Formen neues Leben zu bringen.

---

7. Christenthum.

Der Irrthum kann nicht ewig seyn. Selbst im Falle, wenn er, nur die Form wechselnd, einem andern Platz macht, läßt sich sein Ende voraussehen. Denn schon die Veränderung entsteht aus dem Nachdenken, aus der Prüfung, und früh oder spät tödtet die Untersuchung den Irrthum. Selbst in der heidnischen Welt fiel der Irrthum nach dem Verhältnisse der steigenden Geistesbildung. Die Orakel schwiegen nach und nach, je mächtiger allmählig die Vernunft ihre Stimme erhob.

Auf dem gleichen Wege läuterten sich in Judenland die Religionsbegriffe, wo man stolz darauf war, von Gott selbst alle seine Einrichtungen erhalten zu haben. Die Verschiedenheit der Sekten beweiset, daß eine verschiedene Auslegung der Gesetze versucht wurde, aus welcher nothwendig verschiedene Vorschriften für das Leben hervorgehen mußten. Je mehr die verschiedenen Parteien der Essenier, Pharisäer, Saduzäer ꝛc. an einander sich rieben, desto heller und vielseitiger wurden die Ansichten über Manches, was von der ursprünglichen Religionsverfassung noch übrig, aber durch hinzugekommene Menschensatzungen bis zur Unkenntlichkeit entstellt war. Man stritt über den Messias,

welcher durch die Propheten verheißen war, und an der Glaubwürdigkeit der Propheten zweifelte Niemand; aber, wann und wie wird der Messias kommen? — Wer wird er seyn? — Was wird er leisten? — Werden wir an ihm einen mächtigen Eroberer haben, der unsere alten Beleidigungen rächt, — der aus unsern Herrn unsere Sklaven macht, und im Triumphe über die Erde geht? — Wird er, ein neuer Moses, strahlend vom Horeb oder Sinai herabkommen? — Wird wohl gar Gott selbst sich uns zeigen, wie er einst sich unsern Vätern zeigte? rc. Darüber war Manches zu erörtern und der stets rege Forschungsgeist mußte mancher schönen Idee auf die Spur kommen, die später umgesetzt nicht fruchtlos bleiben konnte.

Mitten in diesem Parteienkampf, und als die Hoffnung des jüdischen Volkes auf einen Befreier mit seinem Elende wuchs, erschien Jesus, dessen eigentlicher Zweck war, die Geisterwelt vom Thierischen zu entbinden, und im Göttlichen zu verklären, oder die Menschen zu belehren in Allem Gott zu suchen und zu lieben, und unter ihnen einen allgemeinen und ewig bleibenden Tugendverein zu stiften, wodurch die Menschen zu Kindern Gottes, und die Erde zum Himmel umgeschaffen werden sollten. Reinheit der Gesinnung, Güte des Herzens, tadelloser Wandel, gemeinnütziges Wirken, freudiges Rechtthun, unwandelbare Berufstreue, auf Ehrfurcht und Liebe zur väterlichen Gottheit

gestützt, darauf waren alle Religionslehren berechnet, welche Jesus auf höhern Ruf umzusetzen sich vorgenommen hatte. Ein würdigeres, und einem Sohne Gottes angemesseneres Unternehmen kann wohl nicht gedacht werden, als das Unternehmen Jesu war, durch Tugendeifer und Fömmigkeit die Menschen in nähere Verbindung mit Gott zu bringen, und sie auf dem Wege moralischer Vervollkommnung der höchsten Glückseligkeit entgegen zu führen.

Jesus, der hohe Stifter des Christenthums, an dem Alles bewies, daß in ihm die Fülle der Gottheit wohne, fühlte sich vom göttlichen Geiste mächtig ergriffen und angetrieben, denselben Geist auch auf Andere zu ergießen. Mit Wehmuth und Bedauren sah er, wie fast die ganze Welt von einem bösen Geiste verwüstet und entgöttert, wie das Heilige und Ewige nackt und kümmerlich in Wortkram und Geklingel verhüllt, wie die Religion, dem Menschen das Größte, in Formeln und leerem Gepränge verschlossen war: länger konnte und wollte er es nicht mehr anstehen lassen, eine heilsame Reform vorzunehmen; und durch eine allgemeingültige Religion der Vernunft und des reinen Herzens den Gräuel der Verwüstung zu zernichten, der durch Unwissenheit und Aberglauben über die Welt gekommen war. Er trat auf und lehrte, wie ein Weiser, mit Gotteskraft angethan; bei jeder Gelegenheit berief er sich auf höhern Auftrag; und

er versäumte kein Mittel, seinen Lehrvorträgen gute Aufnahm zu bereiten. Er war Hebräer und Morgenländer, und lehrte unter seinem Volke, und nach der Sitte seines Landes; was war natürlicher, als das Neue an die alte Begriffe zu knüpfen, um verständlicher zu werden? — Er lehrte vor einem rohen und sinnlichen Volke; was war zweckmäßiger als durch Wohlthun es vorerst ins Interesse zu ziehen, und dessen Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen? Sein Wahrheits- und Tugendbund sollte sich einst auf alle Menschen und Völker erweitern; wo konnte er das heilige Werk mit mehr Erfolg beginnen, als unter einem Volke, das bereits mit ihm über die wichtigste Wahrheit, über die Lehre von Gottes Einheit, einverstanden war?

Jesus konnte zur Ausführung seines Vorhabens keine günstigere Zeit wählen, weil gerade damals ein allgemeines Streben nach Verbesserung in Palästina sichtbar war, und man seither noch nie so tief das Bedürfniß einer bessern und trostvollen Religion fühlte. Ehe noch die Menschen die Natur des Wahren und Guten selbst kennen lernten, mochten sie mit Auctoritäten sich beruhigen lassen. Daher erhielten Religionsstifter in der alten Welt so leicht bürgerliches Ansehen und politische Macht, und trugen ihr religiöses Ansehen auf ihre Staatseinrichtungen über. Auf einer niedrigen Culturstufe, wo noch die Menschen nicht im Stande

waren, sich zu geläuterten Begriffen von Gott, und ihrer wahren Bestimmung zu erheben, mochten sie wähnen, daß es genüge, sich ohne innere Rechtschaffenheit durch Ehrfurchtsbezeugungen und erzloses Beten, durch Tempelverzierungen und Ceremoniengepränge, durch Opfer und Gaben, und mitunter auch durch strenges Fasten und widernatürliche Selbstpeinigung mit Gott abzufinden, und sein Wohlgefallen zu verdienen. Als aber endlich allgemein überhandnehmendes Sittenverderben, und damit nothwendig verbundener Verfall des Gemeinwesens, durch herbe Erfahrungen die Menschen zur Ueberzeugung leiteten, daß Religionsanstalten nichts taugen, die den Menschen nicht bessern, nicht in ihm reines Pflichtgefühl aufregen, und kräftig ihn antreiben, durch Wohlverhalten an das Gemeinwesen, dem er angehört, seine Gebühr abzutragen; als sich diese Ueberzeugung besonders in Judenland Jedem lebendig aufdrang, der sein Vaterland liebte, das durch innere Gährung bereits zur Neige gienge: da konnte es nicht wohl fehlen, für eine bessere Religionslehre Anhänger zu gewinnen, so Jemand den Versuch machen wollte, eine solche mit gebührender Lehrweisheit umzusetzen.

Diesen Umstand benutzte Jesus, der in sich den hohen Ruf fühlte, ein Reich Gottes auf Erden zu stiften, das sich nach und nach auf alle Weltgegenden und Nationen erweitern und alle Menschen zu einer großen Gottesfamilie verbinden sollte.

Vom erhabenen Gedanken begeistert an Gründung eines solchen Gottesstaates, wozu er den Plan in sich selbst trug, und vom eigenen liebevollen Herzen unwiderstehlich getrieben, durch eine reinere Religionslehre Heil über die Menschen, seine Brüder, zu bringen, wollte er eine Zeit nicht unbenntzt vorüber lassen, die der Ausführung seines großen Planes so günstig war. Unermüdet thätig, trug er überall seine himmlische Religionslehre vor, wo er Menschen fand, die er für seinen höhern Unterricht empfänglich glaubte, und weder Undank noch Spott waren im Stande, den Eifer zu schwächen, wovon sein Herz bei einem so heiligen Unternehmen erglühte.

Die Religion, welche Jesus der Welt brachte, sollte mehr als gereinigter Mosaismus, und reine Vernunftreligion seyn. Zwar sagte er ausdrücklich, daß er nicht gekommen sey, das Gesetz und die Propheten zu vernichten; man sieht überall, daß er den eingeführten Cultus und die alten Dogmen in Ehren hielt; dem mosaischen Gesetze gemäs ließ er sich beschneiden; er besuchte den Tempel und feierte den Sabbath und das Osterfest; die mosaischen Urkunden und die Schriften der Propheten blieben ihm allzeit heilig, und er that eigentlich nichts, als daß er ihren Sinn erklärte, und daraus Grundsätze der Sittenlehre ableitete, welche fast ganz in Vergessenheit gekommen war. Verehret den Gott eurer Väter, liebet einander, gebet dem Staat, was ihr

ihm schuldig seyd, strebet nach Sittenreinheit: das war der Hauptinhalt seiner Lehrvorträge; dieß nennte er das Gesetz erfüllen. Wenn er zuweilen den Priestern und Gesetzlehrern seiner Nation fluchte, und über ihr Benehmen seinen Unwillen aussprach, so that er es nicht aus Abneigung gegen das Gesetz, dessen Erklärung ihnen oblag, sondern weil sie unwissende Eiferer, und dem Buchstaben, welcher tödtet, ergebener waren, als dem Geiste, welcher belebt. Aber wem wollte das genügen, das Christenthum als bloße Fortsetzung und Veredlung des Mosaismus zu betrachten? — Der Zweck Jesu lag höher, und sein Plan war umfassender, als es bei Moses der Fall war, der seine Religions- und Staatsverfassung ausschließlich auf die Bedürfnisse und den Charakter seines Volkes berechnet hatte, und ihm vorzüglich durch gänzliche Isolirung Selbstständigkeit und Haltung geben wollte.

Daß der göttliche Stifter des Christenthums da und dort an jüdischen Religionsbegriffen fortspann, und seine Lehren mit Stellen aus den jüdischen Religionsurkunden belegte, ist noch kein zureichender Grund, das Christenthum für nichts weiter, als für Veredlung des Judenthums zu halten. Mit eben dem Rechte könnte man die muhamedanische Religionsverfassung als Fortsetzung der christlichen oder auch der jüdischen erklären, weil nicht geläugnet werden kann, daß Muhamed manches aus dem Christen- und Judenthum sich

aneignete, und in sein Religionssystem übertrug. Ein Haus, aus Steinen von einer alten Ritterburg aufgeführt, ist darum nicht wieder eine Ritterburg nach besserem Geschmack; und ein christlicher Tempel, bei dessen Bau man die Ruinen eines Götzentempels benutzte, ist darum eben so wenig mit dem Götzentempel einerlei. Schon unter den Heiden waren manche Lehren im Umlauf, die nachher auch von Jesus umgesetzt wurden; wer wollte darum das Christenthum vom Heidenthum ableiten? —

Es ist wahr, die christliche Religion, wenn man ihren Ursprung geschichtlich erforscht, ist auf die jüdische gleichsam gepropft; aber ist denn das Pfropfreis Fortsetzung des wilden Stammes, auf welchem es steht? — Der Gärtner sucht zwar einen Stamm, der mit dem Reis gleichartig (homogen) ist, und pfropft nicht etwa ein Apfelreis auf einen wilden Birnstamm: demungeachtet können die feinern Apfelarten, denen etwa ein Holzapfelstamm zum ersten Zuleiter der Nahrungssäfte aus der Erde diente, nicht Früchte desselben heißen; dieser ist nur dazu bestimmt, die Säfte, welche die Erde unter einem rauhern Clima für den zarten Apfelstrauch eines mildern Climas nicht fein genug liefern kann, erst zu läutern, und zu verfeinern, damit sie seiner Natur zuträglich werden.

So wählte die Vorsehung, um dem Christenthum vorzuarbeiten, auch eine mit der neuen et-

was homogene Religionsanstalt, um sie gleichsam zum Grundstamm zu machen. Sie nahm nicht die erste, die ihr gleichsam in den Wurf kam; sie sah nicht auf das Volk, das zu ihr sich bekannte, ob es zum ersten, oder zweiten, oder dritten Range der gebildeten Nationen gehörte, weil sonst die Wahl auf die Griechen oder Römer hätte fallen müssen. Vor allen andern Religionsanstalten erhielt, als Grundstamm, der Mosaismus den Vorzug, weil er die Lehre von Gottes Einheit zur Grundlage hatte, auf welcher auch das Christenthum ruhen sollte. Kein anderer Grundstamm wäre so geeignet gewesen, ein solches Pfropfreis aufzunehmen; bei jedem andern wäre Mangel an nothwendigem Nahrungssaft eingetreten, ohne welchen das zarte Reis in kurzer Zeit hätte verdorren müssen. Anstatt also die christliche Religion als Fortsetzung des Mosaismus anzusehen, hat sie vielmehr das Unterscheidende und Eigenthümliche von diesem aufgehoben, und ist aus dessen Trümmern empor gestiegen. Daß Gott sich die Juden zum Lieblingsvolk gewählt, daß er Jakobs Nachkommen nur liebe und zu segnen bereit sey, daß er andere Nationen hasse, daß Opfer und Geschenke den Zorn der Gottheit wenden etc.: diese und ähnliche Lehren waren die Hauptpfeiler der altjüdischen Religion, und die Scheidewand, welche Israel von andern Nationen trennte, und jede Annäherung beinahe bis zur Unmöglichkeit er-

schwerte. Wie so ganz verschieden waren die Lehren, welche Jesus vortrug? — Ihm war Gott, den er predigte, nicht blos Schutzgott des Volkes, von dem er abstammte, sondern allgemeiner Menschenvater, der alle Völker mit gleicher Liebe umfasse, und bei Allen frommen Kindersinn und Tugend zur Bedingung der Seligkeit mache. Mochte er immerhin seinen Unterricht zunächst auf seine Landsleute beschränken: es lagen darin unverkennbare Winke für seine Jünger, die bessere Religion unter günstigern Umständen zur Religion der Welt zu machen. Sein Plan umfaßte das ganze Menschengeschlecht. Alle Menschen ohne Nationalunterschied waren nach seiner Lehre Kinder eines und ebendesselben Vaters im Himmel, den man einzig im Geiste und in der Wahrheit, durch reine Gesinnung und freudiges Rechtthun würdig verehren könne. Zeremonien und Opferdienst, wobei das Herz trocken, der Wandel ungebessert blieb, erklärte er, wo er dazu Anlaß hatte, als werthlos vor Gott, mit angefügter unzweideutiger Bemerkung, daß geistige Veredlung allein Gott gefällig mache, und Anspruch auf verheißenen Himmelslohn begründe. Eine solche Religionslehre, die so ganz darauf abzielt, den Menschen aus den engen Schranken des Mosaismus herauszuheben, und deren Grundsätze so weit von denen des Judenthums abgehen, verräth Höheres, als bloße Fortsetzung und Veredlung dessen, was Moses und die Pro-

pheten gelehrt haben. Mosaismus mag wohl Voranstalt des Christenthums, nie aber Christenthum Reform des Mosaismus heißen.

Der größte Vorzug, dessen sich das Christenthum rühmen kann, ist unstreitig die Uebereinstimmung seiner Lehren mit den Lehren der Vernunft. Jesus lehrte durchaus nichts, was nicht streng den Forderungen und Bedürfnissen der vernünftigen Menschennatur zusagte. Da indessen die Religionsanstalt, welche von ihm den Namen hat, nicht einzig auf reine Vernunftbegriffe, sondern auch auf die Geschichte der Offenbarung gebaut ist, und alle Lehren, die er vortrug, von der Art sind, daß die Menschen ohne ihn weder so frühe, noch so allgemein darauf gekommen wären: so muß uns doch das Christenthum schon darum mehr als nur reine Vernunftreligion seyn. Für Menschen und Christen, wie sie nach dem Ideale der Vollkommenheit seyn sollten, dürften freilich manche Einkleidungen entbehrlich seyn; für Menschen und Christen, wie sie sind, bleiben sie ein wahres Bedürfniß. Nur eine Religion, wie die christliche, welche ihre praktischen Vorschriften aus der Natur Gottes und der Menschheit schöpft; welche Moralität, Vorsehung und Unsterblichkeit auf ewig unerschütterliche Grundpfeiler baut; welche zum Beweis, daß reiner Pflichteifer kein leeres Ideal sey, in Jesu die menschliche Tugend auf höchster Stufe zeigt, und sie in ihrer Vollendung aufstellt; wel-

che durch merkwürdige Thatsachen und analogisch-bildliche Vorträge auch der Fassungskraft des sinnlichen und minder gebildeten Menschen zu Hilfe kommt; nur so eine Religion trägt das Gepräge ihrer Göttlichkeit in sich selbst, und wird, so lange Menschen sich auf diesem Erdenrunde herumtreiben, ihre weiseste Erzieherin für die Ewigkeit bleiben.

Die Stiftung des Christenthums geschah unter göttlicher Beglaubigung. Kein gewöhnlicher Mensch, nur ein Gottessohn, konnte eine so einfache, und doch so göttlich erhabene Religionslehre aus sich schöpfen und ausbreiten, der seit achtzehnhundert Jahren kein wahrhaft Gebildeter seinen Beifall entzog: nur einem Gottessohn war es möglich, eine so göttlich reine und erhabene Religionslehre im eigenen Leben anschaulich darzustellen; nur in einem Gottessohne konnte eine solche Kraftfülle wohnen, wie die Welt sie an Jesu wahrnahm, der so oft Blinden das Gesicht, Tauben das Gehör, Stummen die Sprache, Kranken die Gesundheit, Todten das Leben wieder gab, um vor allem Volke seine höhere Sendnng zu offenbaren; Zeugnisse, wie Jesus sie für seine göttliche Vollmacht aufwies, kann der Ewige nur seinem Sohne ausstellen.

Da Religion überhaupt Gottergebenheit, innere Richtung des Gemüths auf die Forderungen Gottes an den Menschen, und feste Entschlossenheit

ist, mit diesen Forderungen sein ganzes Thun in Einklang zu bringen: so kann Christenthum wohl nichts anderes seyn, als Gottergebenheit im Geiste und Sinne Jesu; als Richtung des Gemüths auf die Forderungen Gottes an den Menschen, nach dem Unterricht und Beispiel Jesu; als unwandelbare Entschlossenheit, diese Forderungen Gottes, wie sie durch Jesus geoffenbart wurden, zur bleibenden Lebensregel zu machen, als frommes Bestreben, seine Seligkeit auf dem Wege zu suchen, den Jesus durch seine Lehre so genau bezeichnete, und auf dem er den Seinigen so muthig und heiter voranging. Der göttliche Lehrer entwickelte diese Forderungen an den Menschen so klar und deutlich, daß ihn der gemeinste Mann in Palästina verstanden hat; er bestimmte das Verhältniß der Menschen zur Gottheit und Ewigkeit so genau und faßlich, daß kein Mißverstehen möglich war; er sprach den hohen Beruf des Menschen zur Gottähnlichkeit auf eine Weise aus, daß jeder, der unbefangen ihm zuhörte, im Hochgefühl seiner Verwandtschaft mit Gott, sich's vornahm, nichts der Würde eines so göttlich erhabenen Berufes zu vergeben, und Blut und Leben, wenn es die Noth erheischen sollte, für das Heiligste einzusetzen. Um sicher verstanden zu werden und seine Vorträge anziehender zu machen, fügte er sich dem Sprachgebrauche derjenigen, zu denen er sprach; er bediente sich solcher Ausdrücke und Redensarten, die seinem

Volke geläufig waren; er knüpfte an die vorgefundenen Begriffe neue an, wie sie seinem Plane zusagten, um unmerklich jene zu berichtigen; ohne die Worte zu ändern, die nun einmal üblich waren, nahm er sie nur in höherer Bedeutung, um nach und nach den groben, irdischen und beschränkten Sinn daraus so sanft, als möglich, zu verdrängen; er warf gar oft seinen Lehren das gefällige Gewand morgenländischer Bilder und Gleichnisse um, weil das Volk Vorträge der Art liebte, und ihn die Ueberzeugung leitete, daß er so am leichtesten gewisse höhere Begriffe nicht nur für den ungeübten Verstand seiner Zuhörer anschaulicher, sondern auch ihrem Gedächtnisse bleibender machen könne. Damals dachte wohl Niemand daran, die bildlichen Ausdrücke Jesu im verkehrten Sinne zu nehmen, weil die Juden an derlei Redensarten gewöhnt waren, und die höhere Bedeutung derselben gar wohl verstanden haben. Erst von Neubekehrten aus dem Heidenthume, welche den mosaischen Opferdienst und die jüdischen Sitten, Gebräuche und Redensarten nicht kannten, aus welchen Jesus so oft die Bilder geschöpft hatte, in die er seine Lehren einzukleiden für gut fand, wurden seine Ausdrücke wörtlich und im buchstäblichen Sinne genommen. Anstatt den Gedanken festzuhalten, der im bildlichen Ausdrucke Jesu lag, machten sie das Bild zur Sache. Dadurch mußte nothwendig der sonst so einfache christliche Lehrbe-

griff entstellt werden, und zu einem Gewebe von unverständlichen Sätzen ausarten, wobei Kopf und Herz gleich leer blieben. Dadurch war der Weg zu Widersprüchen, Verketzerungen, Trennungen und Verfolgungen angebahnt, die nachher Jahrhunderte lang das von Jesus gestiftete Reich Gottes verwüstet haben. Man verlor sich im Gewirre von Unbegreiflichkeiten, welche Unkunde und Rechthaberei aus dunkeln Bibelstellen hervor grübelten; man glaubte der einfachen Lehre Jesu dadurch mehr Würde zu geben, indem man in ihr das Lichtvolle verdunkelte, und sie allseitig in Geheimnisse einwickelte, an welchen vergeblich der Gelehrteste seinen Forschungsgeist übte, und so erhob sich allmählich auf dem Fundamente, das Jesus legte, ein Lehrgebäude, an dem sich höchstens einzelne zerstreute Spuren von dem fanden, wozu er selbst den Plan entworfen, und zur Ausführung seinen Jüngern übergeben hatte.

Das Alles hindert indessen den redlichen Wahrheitsforscher nicht, aus diesem Gewirre von Dunkelheiten die einfache Lehre Jesu wiedee herauszufinden, und sie von menschlichen Zusätzen zu scheiden. Das Göttliche und Menschliche liegen zu weit aus einander, und die Grenzen zwischen beiden sind zu kennbar, als daß sie in ein unzertrennliches Ganzes zusammenfließen könnten. Was Jesus lehrte, und was später hinzukam, verhalten sich zu einander, wie das Göttliche zum Mensch-

lichen, und wie das Ewige zum Zeitlichen. Im Göttlichen ist durchaus kein Widerspruch gedenkbar; wo Widerspruch möglich ist, da ist Menschliches vorhanden. Das Ewige altert nicht; was unter dem Gesetze der Verjährung und Veränderung steht, muß zeitlich seyn. Gottes Wort ist nicht wandelbar; es sagt der Fassungskraft des Geringsten im Volke zu; kein Verständiger, wenn er unbefangen ist, kann ihm seinen Beifall entziehen; je heller es im Kopfe der Menschen wird, und je weiter ihre Geistesbildung vorrückt: desto williger müssen die Völker werden, es aufzunehmen. Ueber was man sich mit Erbitterung zankt und entzweit; über was ganze Völker in gährende Bewegung kommen, und in Partheien gehen, die sich einander feindlich gegenüber stellen: muß Menschenwerk, und neu gemachter Zusatz seyn, wodurch Unverstand das Christenthum überladen hat. Eine Religionsanstalt, die vom göttlichen Stifter auf die Empfänglichkeit und Bedürfnisse aller Menschen und Völker berechnet ist, verträgt sich mit keinen Dunkelheiten; ihre Lehren, für alle vorhanden, allen als Glaubens- und Lebensregel gegeben, müssen allen gleich verständlich seyn. Man entwürdiget das Christenthum, wenn man es zur gelehrten Wissenschaft, zu einem System unbegreiflicher Lehrsätze umschafft; es muß durch sein Licht, das für alle angezündet ist, auch allen den Weg zur ewigen Seligkeit erhellen. Spitzfindige Dunkelheiten

sind höchstens für Gelehrte zu Spielerei ihres Witzes; die Menge fodert Klarheit in Dingen, an welche ihr Heil gebunden ist, und kann nicht billigen, was das Christenthum auch nur in scheinbaren Widerspruch mit der Vernunft setzen könnte; sie kann gar leicht in Versuchung kommen, hinter Dunkelheiten Betrug zu ahnden.

Das Christenthum sollte nach der Absicht des göttlichen Stifters durch seine Wirkung auf die weit von einander abweichenden geistigen Richtungen und Eigenthümlichkeiten der Völker als allgemein einigende himmlische Kraft sich darstellen. Die Juden hatten im Glauben an Einen Gott das eigentliche Princip der Religiosität festgehalten, die Griechen gründliche, im Leben brauchbare Wissenschaft angebaut, die Römer Grundsätze des Rechts und der Staatsverfassung aufgestellt und durch Erfahrung erprobt. Diese zerstreuten, in ihrer isolirten Wirksamkeit zur wahren Beglückung und sittlichen Vollendung des geselligen und individuellen Lebens der Menschen unzulänglichen Elemente der Cultur läuterte, ergänzte und verband das Christenthum durch das Gesetz einer reinen Humanität, dessen höchster Zweck, die Menschen gut und selig zu machen, wie es Gott ist, in der von Jesus angekündigten und verwirklichten Idee eines göttlichen Reiches auf Erden alle Mittel zu seiner Ausführung findet. Die christliche Religion brachte, was jenen Völkern fehlte, in die griechische Wissen-

schaftlichkeit religiösen Gehalt, in die römische Legalität sittliche Würde, in die jüdische Frömmigkeit Freiheit und Licht, und indem sie die Scheidewand des Particularismus durch das Gebot einer allgemeinen Bruderliebe niederwarf, erhob sie den engherzigen Nationalgeist zum Weltbürgersinn. So fanden die Bestrebungen des Bildungsganges der alten Welt im Christenthume ihren höheren Vereinigungspunct und zugleich den Antrieb, gemeinnützig zu machen, was Geheimthuerei und Kastengeist der Menge sonst vorenthalten hatten. Die höchsten Ideen, die wichtigsten Wahrheiten und Rechte, die reinsten Gesetze des sittlichen Lebens führte sie allen Geschlechtern und Ständen zu; die Möglichkeit einer vollkommenen Tugend bewies sie durch das Beispiel seines Stifters; den Frieden der Welt begründete sie durch das Wort von der Versöhnung der Menschen mit Gott und untereinander; und indem sie ihrer innigsten Neigung auf Jesum, den gekreuzigten, auferstandenen und verherrlichten Mittler zwischen Himmel und Erde die Richtung gab, machte sie ihnen zugleich den wohlthätigen Zusammenhang des Lebens nach dem Tode mit dem gegenwärtigen kennbar, und weckte ihren Wetteifer im Guten durch die Hoffnung einer vergeltenden Ewigkeit.

Schon Johannes, des Zacharias Sohn, der gegen das herrschende Sittenverderben an den

Ufern des Jordans seine Stimme erhob, und den Reuigen zur Buße durch die Taufe die Weihe gab, kannte ohne Zweifel den festen und großmüthigen Plan Jesu, eine neue Religionsanstalt zu stiften; darum sprach er zu seinen Schülern: das ist der große edle Mann, der die Sünden unserer Nation durch eine bessere Religion hinweg nehmen, und sich für sie aufopfern wird. Jesus war unermüdet in Ausführung dieses Planes; seine Religion sollte mehr seyn, als prunkender Ceremoniendienst, um auf irdische Weise dem Herrn Himmels und der Erde den Hof zu machen; mehr als bloßes Spiel mit Empfindungen, die das Herz weich machen, und den Menschen vom gemeinnützigen Wirken abziehen. Es sind nicht blos andächtige Gebräuche und Gefühle; es sind Grundsätze, es sind überdachte Wahrheiten, welche der Bekenner der christlichen Religion vom göttlichen Meister aufnehmen und ins Leben übertragen soll. In dieser Religion sollte nach der Absicht des Stifters das Unendliche sich spiegeln und offenbaren; Glaube, Liebe, Hoffnung sollten die Lebenselemente seyn für Alle, die seinem Wahrheits- und Tugendbunde beitreten würden. Durch die Liebe sollte der Glaube lebendig werden, sollten die Blüthen der Hoffnung reifen. Alle Wahrheiten, welche Jesus vortrug, dringen auf reine Sittlichkeit. Tugend sollte des Christen höchster Schatz, sein einziger Adel, Seelenschönheit sein unvergänglicher Schmuck seyn, und seine

Tugend sollte ungeheuchelte Bruderliebe die Krone aufsetzen.

Nach der Lehre Jesu ist das die Hoheit des Christen, daß ihm Tugend über alles geht, und daß er jeden liebt, jeden nach seinem Verdienst schätzt, aber keinen Sterblichen fürchtet. Er darf mit heiterm Gesicht seinem Feinde ins Aug' schauen, ohne Furcht vor dem Throne der Könige und unverzagt vor jedem Richterstuhl stehen. Er kann zu dem Mächtigen sprechen, der seinen Willen zu einer ungebührlichen That aufbietet: ich will nicht! — und der Mächtige muß ihn ehren. Er kann zu dem Reichen sagen: ich verschmähe deine Geschenke, denn mein Gewissen ist mir mehr werth, als dein Gold; und der Uebermuth des Reichen muß vor seiner Armuth hochachtend verstummen. Sein Wort gilt; sein Ja ist heiliger, denn Brief und Siegel unredlicher Menschen. Im schlechtesten Gewand geht er mit edelm Stolz an den Schwächlingen vorüber, die in Seide und Gold vor Andern kriechen, aber vornehm und ungnädig auf jene niederschauen, die von der Vorsehung tiefer gestellt sind. Er bedarf keiner andern Gnade, als der Gnade Gottes. Er geizt weder nach Aemtern, noch nach Menschengunst; er fühlt sich größer, als jedes Amt, und Gottes Wohlgefallen gilt ihm mehr, als aller Beifall, von Menschen gezollt, die zu kurzsichtig sind,

um das bescheidene Herz zu würdigen, in dessen Tiefe Gott allein sieht.

Die Religion Jesu vereiniget Alles in sich, was den Menschen bilden und veredeln, was ihn zu der höchsten Stufe der Vervollkommnung hinführen kann, wofür er empfänglich ist: aber nicht gewaltsam und unwiderstehlich ist ihre heilige Wirksamkeit; sie spricht mit überzeugender Stärke zum Verstande und Herzen: aber der freie Mensch muß ihre Belehrungen fassen, annehmen und befolgen, wenn an ihm der große Zweck des Christenthums erreicht werden soll. Thut er das nicht; läßt er sich gegen die Forderungen der Religion Jesu von seinen Lüsten beherrschen; bleibt ihm reine Herzensgüte fremd; bemüht er sich nicht, durch edle Wirksamkeit im Geiste Jesu sich auszuzeichnen; eifert er nur für Rechtglaubigkeit, aber ohne Liebe, für Festhaltung des Lehrbegriffes, aber ohne sonderlich auf das christliche Sittengesetz zu achten; ist er nur Namenchrist, dem wenig daran liegt, den Willen Gottes nach Jesu Vorschrift zu thun; gilt ihm zwar Jesus Alles, aber seine Anweisung zur Tugend nichts; weckt wenigstens der Widerspruch zwischen seinem Glauben und Wandel die Vermuthung, daß es so sey: dann ist die Religion Jesu ausser Verantwortung; sie ist für einen solchen Menschen so viel, als nicht vorhanden; sie ist auf jeden Fall nicht die seinige. Da die Religion Jesu eine Kraft Gottes ist, selig zu machen

Alle, die daran glauben: so muß sie da fehlen, wo diese beseligende Kraft nicht sichtbar im Wandel hervortritt. Religion ohne Tugend ist ein Unding, das sich mit dem Namen Jesu allein nicht beschönigen läßt.

Was Jesus über Religion lehrte, ist aus der Natur Gottes und des Menschen entnommen, die unabänderlich dieselbe bleibt: Unveränderlichkeit muß also ein Grundzug der christlichen Religionslehre seyn. Sie kann durch menschliche Zusätze entstellt, durch Versinken der Völker in Barbarei verdunkelt werden, aber nie ganz untergehen. Es wird nie an Männern fehlen mit den nöthigen Geistesgaben, um Urstoff und Zuwachs gehörig zu scheiden, und das ewig Wahre aus dem Gewirre wandelbarer Meinungen heraus zu finden. Mit der steigenden Aufklärung der Völker muß und wird von der christlichen Religionslehre wieder abfallen, was nicht wesentlich ihr angehört. Die höhere Ausbildung des menschlichen Geistes war von jeher das Maaß geläuterter Religionsbegriffe. Aufklärung und Wahn stehen in fortdauernder Wechselwirkung; wie jene sich hebt, sinkt dieser und tritt in engere Schranken zurück. Soll die christliche Religionslehre ohne Zusatz Gemeingut Aller werden, und sollen in ihr Alle sich vereinigen; soll der Kampf der Meinungen ganz aufhören, und in einem Glauben an die einfache

Lehre Jesu sich verlieren: muß vorerst die höchste Aufklärung allgemein werden. In wie ferne das bei einer solchen Verschiedenheit der Geistesanlagen, der Gemüthsarten, der Bildungsmittel, der Himmelsstriche, der Regierungsformen ꝛc. ꝛc. möglich sey, wer mag darüber absprechen? — So viel ist auf jeden Fall entschieden, daß unser Geschlecht noch überall weit hinter diesem Ziel zurücksteht, und die Zeit in dunkler Ferne liegt, wo nur ein Hirt und eine Heerde seyn wird.

Um genau zu wissen, worin Jesu Lehre bestehe, und rein ihr Eigenthümliches aufzufassen, muß man damit den Kirchenglauben nicht vermengen. So sehr auch alle Kirchen über die Grundwahrheiten des Christenthums einig seyn mögen, so entschieden ist es doch, daß sie über Manches von einander abweichen. Der gesammte Lehrbegriff ist nicht bei allen der gleiche; so gar bei einer und derselben Kirchenparthei blieb er nicht immer von allem Wechsel frei. Wer mit der Geschichte bekannt ist, wird nicht läugnen, daß man einst auf manchen Satz Gewicht legte, der nun fast ganz in Vergessenheit gekommen ist, und daß man dagegen in neuerer Zeit andere festhielt, wovon das christliche Alterthum nichts wußte. Von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Concilien zu Concilien, wurde durch Dogmenkram und todte Kirchlichkeit so Manches in die einfache Lehre Jesu hineingetragen, daß es dem Gelehrtesten schwer wird, zu scheiden,

was nicht wesentlich zusammengehört. Concilien und Päbste, Bischöfe und Theologen modelten unaufhörlich am christlichen Lehrbegriffe, je nachdem sie es den Bedürfnissen der jedesmaligen Zeiten und Völker angemessen glaubten; auch trugen Mönchthum, Kreuzzüge und Ketzergerichte zu dessen Erweiterung nicht wenig bei. Später trat an die Stelle der Kirchenväter Aristoteles, und mit ihm alle die Schulspitzfindigkeiten, wodurch vollends der letzte Rest des Verständigen aus dem Gebiete der Religionslehre verdrängt wurde. Je tiefer die Wissenschaften sanken, desto verworrener wurde der christliche Lehrbegriff. Der Verstand der Menschen erlag unter dem Joche des Aberglaubens und der Schwärmerei. Alles aus damaliger Zeit trägt das Gepräge eines verschobenen Verstandes; Lehrbücher, öffentliche Reden und Kirchengebete zeugen unwiderleglich von der Erbärmlichkeit, wozu Unverstand das Heiligste erniedriget hatte. Man kann, die Annalen der Menschheit in der Hand, ohne Bedenken laut sagen, daß in jenen Zeiten das Christenthum nicht viel besser, als das ehemalige Heidenthum, war. Endlich brach freilich, nach einer langen Nacht, langsam, aber mit unwiderstehlicher Kraft, der Tag der bessern Einsicht an, und mit ihm läuterten sich die Religionsbegriffe: aber noch ist die christliche Religionslehre nicht ganz frei von den Fesseln der alten abentheuerlichen Schulweisheit; noch bestehen Lehrmeinungen fort,

welche aus dieser trüben Quelle floßen, und Christen von Christen trennen, die sich alle zum gleichen Streben nach Gottähnlichkeit im Sinne Jesu verbrüdert haben; sogar im gleichen Zeitalter sind die Bekenner der gleichen Kirchenparthei nicht überall eines Sinnes. Der Welsche, der Spaniol, der Portugiese halten noch heut zu Tage Manches für unverzeihliche Ketzerei, was dem Katholiken in Deutschland und Frankreich entschiedene Wahrheit ist, und umgekehrt, dieser setzt sich unbedenklich über Manches weg, was jenen noch als unverbrüchlicher Glaubenssatz gilt. Die Lehrmeinungen sind beiderseits, wie die Nationalcharaktere, verschieden. Wie übel wären die Völker von Jesu berathen, wenn ihr ewiges Heil an Einheit solcher Lehrmeinungen gebunden, und wenn dadurch ihre künftige Seligkeit bedingt wäre! Finden sich in einer Kirchgemeinde vielleicht nicht zwei Individuen, welche mit einander vollkommen die gleichen Glaubensansichten haben, und wechselt sogar der einzelne Mensch seine Ueberzeugungen; denkt er über Manches anders als Jüngling mit reger Phantasie, anders als bedächtlicher Mann, anders als ruhiger Greis; erhellet sich mit der steigenden Geistesbildung die Vorstellung: wie könnte man auf Rechnung des göttlichen Stifters unserer heiligen Religion so viele schwankende Lehrmeinungen schreiben? wie eine geschlossene Summe solcher Lehrmeinungen zur allgemeinen Bedingung des Heils machen? wie von

Menschen, die an Geisteskräften einander so ungleich sind, die auf so verschiedenen Bildungsstufen stehen, Einheit der Ueberzeugung fordern über Dinge, die entweder außer dem Kreise der Fassungskraft liegen, oder deren Verwandtschaft mit der Sittlichkeit man höchstens nur errathen muß.

Nein, das Wandelbare kann nicht das Maaß der Lehre seyn, welche Jesus umsetzte. Jesus kündigte sich als Gottessohn an, und gab für seine höhere Sendung Beweise, gegen welche die unbefangene Vernunft nichts einwenden kann: was er also lehrte, muß allen Nationen aller Weltgegenden und Zeiten angemessen, muß göttlich, muß unveränderlich und ewig, wie Gott seyn; es muß den Verhältnissen der Menschen zu Gott zusagen, die nicht wandelbar sind, sondern sich zu allen Zeiten gleich bleiben; es muß mit dem göttlich Erhabenen das Einfache so natürlich paaren, daß es nach ihm kein Anderer besser zu thun vermag, und daß der Geringste im Volke es nicht nur fassen kann, sondern auch bei unverdorbenem Herzen liebgewinnen muß.

Der Zweck Jesu bestimmt am richtigsten den Standpunkt, von welchem aus rein seine Lehre aufgefaßt werden kann. Jesus, als er als der Stifter einer bessern Religionsanstalt vortrat, hatte nur Erlösung der Menschen von den Banden des Irrthums und der Sünde vor Augen. Der wahre und einzige Zweck, der ihm vorschwebte, und auf

den er rastlos hinwirkte bis an sein Lebensende, war innigere Verbindung der Menschen mit Gott, dem Heiligen und Gütigen, durch Reinheit der Gesinnung, durch Güte des Herzens, durch unermüdetes Bestreben nach Gottähnlichkeit, in so fern sie einem mit Vernunft begabten Sinnenwesen erreichbar ist. Was er lehrte, machte er im eigenen Leben anschaulich, um kräftiger den Menschen in's Interesse der Tugend zu ziehen. Jeder sollte in seinem Betragen lesen, daß die hohe Tugend, wozu seine Lehre anwies, kein frommer Traum sey.

Um der menschlichen Tugend Schwung und Haltung zu geben, sollte sie die Frucht richtiger Belehrung über Gott, und eines Gott ergebenen Herzens seyn. Gerechtigkeit, Heiligkeit und Güte, sind die Hauptzüge, welche Jesus aus der Natur der Gottheit aushob, weil sie vorzugsweise das menschliche Gemüth ansprechen. Durch Darstellung dieser göttlichen Eigenschaften begründete er nicht nur alle Pflichten der Menschen, sondern auch die wahre Art der Gottesverehrung. Als der Gerechte wird nach seiner Lehre Gott nur durch Gerechtigkeit, die Niemanden verletzt, als der Gütige nur durch Güte und Liebe, welche alle umfasset, und als der Heilige nur durch innere Rechtschaffenheit würdig verehrt, die sich nie gegen die eigene Einsicht und gegen das Gewissen zu handeln erlaubt. Gerechtigkeit, Güte, Gewissenhaftigkeit

sollten die Grundpfeiler seyn, womit der Mensch den Bau seiner Heiligung sicher stütze. Der Bekenner der christlichen Lehre sollte gerecht gegen Jedermann, gütig gegen alle, auch gegen Undankbare und Feindselige, und gehorsam gegen das eigene Gewissen seyn; und damit er sicher diesem folgen könne, nie aufhören, nie ermüden, nach Erweiterung und Berichtigung seiner Einsichten zu streben.

Der Glaube an Gott und an ein ewiges Leben sollten nach der Absicht Jesu unser innerstes Wesen durchdringen, und wie eine wohlthätige Sonne, unsern Geist erhellen und unser Herz erwärmen. Wahrnehmung des Ewigen im Endlichen, und Ahndung einer unsichtbaren Ordnung der Dinge, welche Jesus zur Gewißheit erhob, sollten fromme Gefühle der Ehrfurcht gegen Gott, der Ergebenheit und kindlicher Folgsamkeit in unserer Seele aufregen, und unserer Sehnsucht die Richtung auf eine bessere Welt geben, wo nur der heilige Wille herrscht, wo die höchste Wahrheit, und Schönheit, und die reinste Güte vereint sind. Wir sollten im Glauben an Gott Antrieb und Ermunterung zu allem, was recht und gut ist, und Begeisterung zur wahren Andacht finden, wodurch sich das Göttliche in Gesinnung und That offenbart. Der Glaube an eine lohnende Ewigkeit sollte unsre Kraft verjüngen, unsern Muth heben, wenn Unmuth und Müdigkeit uns auf

dem betretenen Tugendwege beschleichen. Mit Gott verwandt und zu einem höhern Seyn berufen, sollten wir willig und freudig von allem Irdischen uns lossagen, so oft es von höhern Pflichten uns abziehen will.

Um dem allgemeinen Tugendbunde, den Jesus stiften wollte, eine feste, ewig bleibende Unterlag zu geben, begann er das große Werk damit, es auf den Glauben an Gott zu gründen, von dem allein Kraft und Willen ausgehen, das Göttliche im eigenen Leben auszuprägen, und durch die Tugend, die allein vor Gott Werth hat, sich Würde zu geben. Demnach erklärte er bestimmt und deutlich: die Heiden irren sehr, indem sie mehrere Götter glauben. Das Unendliche und Höchste kann Seinesgleichen nicht haben; der Beweis liegt im Begriffe. Es ist nur ein Schöpfer aller Dinge, nur ein Herr Himmels und der Erde, nur ein Gott. Sein Daseyn ist weder auf Zeit noch Ort eingeschränkt; er ist ewig und allgegenwärtig; überall kann und soll der Mensch ihn verehren und anbeten. Wahre Gottesverehrung ist an keinen besonderen Tempel gebunden; Gottes eigentliches und liebstes Heiligthum ist ein ihm ergebenes Herz, von wo aus allein die Anbetung geht, die seiner würdig ist; er verschmäht Gaben und Opfer, Gepränge und Feierlichkeiten, wenn neben ihnen Gesinnung und Wandel ungebessert bleiben; des Menschen Heiligung ist die einzig

wahre Huldigung, an der er Wohlgefallen hat. Der Gott, den ich predige, hat weder eine menschliche, noch eine andere Gestalt, und von ihm kann kein Bild entworfen werden. Er ist seinem Wesen nach unsichtbar, und hat mit der Sinnenwelt nichts gemein; er ist reiner Geist, frei von allen Unvollkommenheiten und Schranken, denen alles Körperliche unterworfen ist. Allgegenwart ist mit Materie nicht vereinbar; was aus Theilen besteht, kann nicht zugleich an mehreren Orten seyn. Daraus ergiebt sich, daß man einzig im Geiste und in der Wahrheit Gott würdig verehren könne, und daß vor ihm jede sichtbare Huldigung werthlos sey, wenn ihr nicht die innere Gesinnung entspricht. Es ist überhaupt keine Vollkommenheit, keine gute und grose Eigenschaft gedenkbar, die Gott nicht ohne Maas besitzt. Seine Macht ist grenzenlos; schon sein Wille reicht hin, Welten ins Daseyn zu rufen. Die Kräfte und Wirkungsgesetze, nach welchen die Natur seit Jahrtausenden so stät und unwandelbar fortwirkte, zeugen unwidersprechlich von seiner Allmacht. Er bedient sich ihrer nur, um in seinen Schöpfungen Ordnung zu erhalten, und Segen zu verbreiten. Sein Wissen umfaßt mit gleicher Klarheit die Zukunft, wie die Vergangenheit und Gegenwart. Auch die Herzen und Gedanken der Menschen, — ihr Vorhaben so wohl als ihre Handlungen, — ihren innern und äußern Werth, — all' ihre Schicksale,

— ihren verschlossenen Kummer, — ihre geheimste Freude kennet Gott. Von seiner unendlichen Weisheit zeugt die bewundernswürdige Ordnung in der Natur. Alles greift in einander, und ist zu wohlthätigen Zwecken bestimmt. Der kleinste Halm, das Baumblatt, der Wurm ist seiner Weisheit Spiegel; aus Allem spricht göttlicher Plan. Das muß das Menschenherz in Verlegenheit beruhigen. Mögen dem Kurzsichtigen Gottes Rathschlüsse unbegreiflich, und unerforschlich seine Wege erscheinen; alle Besorgnisse schlägt der einzige Gedanke nieder: Gott führt Alles herrlich durch, und lenkt Alles zum Besten der Menschenkinder. Wie könnte er auch anders? — Er ist ja allgütig, sogar gegen böse und undankbare Menschen; er läßt seine Sonne aufgehen über Sünder, wie über Tugendfreunde. Er ist die reinste Liebe; er ist aller Menschen Vater, der ohne Unterschied alle beseligen will. Er schrieb allen die gleichen Gesetze ins Herz, und wird alle mit gleicher Gerechtigkeit richten. Er hat, wie so Manche engherzig glauben, kein auserwähltes Lieblingsvolk, keine Schooskinder; er ist der Gott aller Nationen. In jedem Volke, wer frommen Kindersinn zum Vater im Himmel hat, ihn fürchtet und rechtthut, ist ihm wohlgefällig. Wollet ihr würdig ihn ehren: betet zu ihm, wie Kinder zum Vater! nehmet seine Liebe durch kindliche Folgsamkeit in Anspruch! besonders vergesset nie, daß ihr in ihm verbrüdert seyd! vertraget euch mit

einander! seyd gegen Keinen hart! Lasset Regungen der Rache in euern Herzen nie aufkommen! Mögen böse Menschen euch lästern und verfolgen: vergeltet ihnen die zugefügte Kränkung mit Liebe! betet für sie, wenn sie euch verwünschen; seyd gefällig, dienstfertig und wohlthätig gegen sie, wenn sie feindselig an euch handeln! macht ihnen ihr Unrecht durch euern Edelsinn fühlbar! beweiset ihnen durch eure unwandelbare Liebe, daß ihr eine schonlichere Behandlung verdienet! Liebe allein ist das unzweideutige Merkmal der göttlichen Kindschaft. Ohne Liebe ist aller Anspruch auf den Himmel dahin, der die Wohnung der ewigen Liebe ist. Ohne Liebe ist keine höhere Seligkeit gedenkbar. Ein Himmel ohne Liebe ist ein Unding; wo Liebe nicht einheimisch ist, da ist die Hölle.

Wie Gottes Vaterliebe Alles umfaßt, so waltet auch seine Vorsehung über Alles. Nirgends geschieht etwas ohne seinen Willen, und im unermeßlichen Reiche der Natur ist kein Ereigniß gedenkbar, das er nicht lenkte, wenn auch nicht unmittelbar, doch durch die Kräfte, die er in die Natur legte, und die seitdem unaufhörlich und unaufhaltsam fortwirken, so wenig es auch der Mensch begreifen mag, wie das zugehe. Gottes Vorsorge waltet nicht blos über die Welt im Ganzen, sondern über jedes einzelne Wesen, das in ihr besteht. Gott nährt sogar die Vögel und kleidet die Feldblumen; ohne seinen Willen fällt kein

Sperling vom Dache, und verdorrt kein Grashalm. Nirgends ist Gottes Vorsehung weniger zu verkennen, als in den menschlichen Schicksalen; sie offenbart und rechtfertiget sich überall, im Leben des Einzelnen, wie im Loos ganzer Völker. Darum darf der Mensch nie kleinmüthig werden, nie seine Hoffnung den Ankergrund verliehren: die Hand, die ihn durch dieses Lebens Dunkel führt, wird ihn dem Elend nicht zum Raube lassen. Gott knüpft oft an die schwächsten Fäden die größten Erfolge; er läßt den Menschen oft tief sinken aber nicht untergehen; wenn dieser nicht selbst muthwillig die rettende Hand zurückstoßt. Scheinbare Unordnung in der Welt, und so mancherlei Uebel, die oft schwer auf euch drücken, müssen eurem Glauben an die Vorsehung keinen Abtrag thun. Wie oft wird die Angabe und Berechnung des natürlichen Uebels übertrieben? Wie oft hält Unwissenheit für böse, was an sich gut und vortheilhaft ist, und im Ganzen mehr Nutzen als Schaden bringt? Wem ist unbekannt, daß Stürme die Luft reinigen, daß Gewitter die Erde befruchten, daß das Erdbeben, welches einzelne Landstriche verwüstet, Mittel ist, den unterirdischen Kampf der Elemente zu stillen, der mit Verderben die ganze Erde bedroht? Wer weiß nicht, daß Gifte in der Hand des Arztes Heilmittel werden, und daß Verarmung durch Wetterschaden, durch Brand, durch Krieg und andere Unfälle der Ueppigkeit ein

Ziel setze, den Gewerbfleiß aufrege, und den Menschen lehre, mit mehr Demuth dem Herrn zu vertrauen?

Nicht einmal das Böse, das Menschen anrichten, die Sünde, soll euch im Glauben an Gottes Vorsehung irre machen. So frühe auch im Menschen die Neigung zum Bösen sich regt, und so viel Böses durch Menschen wirklich geschieht: so üben doch auch dagegen wieder viele gute Menschen viel Gutes. Auch kömmt ja das verübte Böse allein auf Rechnung der Menschen, weil ihnen Gott in der Vernunft den unbestechlichen Richter, das Gewissen, gab, das ihre freie Wahl zwischen Recht und Unrecht leiten sollte. Bei fortbestehender Willensfreiheit, ohne welche keine wahre Tugend möglich ist, kann die Sünde nie ganz verhindert werden. Indessen verhindert doch der himmlische Vater gar viel Böses, theils durch die natürliche Verbindung der Ursachen und Wirkungen mit einander, theils durch die Anordnung und Strafgesetze der Obrigkeit, deren Macht ein Ausfluß der göttlichen Macht ist. Wie Viele, die auf die Stimme des Gewissens nicht mehr achten, schreckt das Schwerd der Gerechtigkeit vom Verbrechen ab! Wie viele Laster verhütet der Ernst der Eltern! Wie viele Keime des Bösen unterdrückt das rührende Beispiel der Tugend! — Nicht nur in der Geschichte ganzer Völker, sondern sogar in jedem einzelnen Menschenleben, ist eine höhere Hand unverkennbar. Freilich vermag der kurz-

sichtige Mensch es nicht, allemal Gottes weise Absichten zu ergründen; Manches, was geschieht, bleibt ihm unerklärbar, aber bedarf es mehr, das wogende Menschenherz zu beruhigen, als des einzigen Gedankens: was der Vater im Himmel thut, kann seinen Kindern nicht nachtheilig seyn? —

Da Gott die Natur des Menschen so eingerichtet hat, daß er nach Ausübung des Guten froh und mit sich selbst zufrieden ist, und wenn er Böses wollte oder that, Schaam und Furcht empfindet: so muß er selbst nur das wollen, was recht und gut ist; er muß heilig seyn und sein Wohlgefallen kann nur auf denen ruhen, welche ihre Menschenwürde durch Tugend behaupten. Von Gott kann nichts Böses kommen; wenn daher in den heiligen Religionsurkunden steht „Gott verhärte, verstocke, oder verblende den Menschen," so heißt das nur: er läßt es zu, er verhindert es nicht, daß die Menschen vorsätzlich sich durch die Sünde unglücklich machen, weil er ihre freie Thätigkeit nicht binden, nicht ihrem Willen Zwang anthun will, der unvermeidlich die Tugend an der Wurzel tödtet. Durch die freie Wahl wird erst der Tugend Uebung gut.

Aus den frohen Gefühlen, die nach Gottes Anordnung mit dem vollbrachten Guten verbunden sind, und aus den bittern Empfindungen der Schaam, Furcht, Angst und Reue, die nach verübter schlechten That den Sünder quälen, bei dem

das Gewissen noch nicht zum Schweigen gebracht ist, ergiebt sich von selbst der Schluß, daß einst der Tugend und dem Laster nicht das gleiche Loos fallen, und daß Gottes strenge Gerechtigkeit einem Jeden nach seinen Gesinnungen und Thaten vergelten werde. Unter der Regierung eines gerechten Gottes gebührt der Tugend angemessene Belohnung, der Sünde angemessene Strafe. Keines von beiden kann und wird ausbleiben. Mag auch zuweilen der Fromme bis an sein Lebensende im Elende schmachten, und außer dem Trost eines guten Gewissens keinen andern haben; mag es dem Gottlosen gelingen, das strafende Gewissen zu betäuben, und nie ihm etwas begegnen, das ihn aus dem Taumel stets wechselnder Vergnügungen aufschreckt: was im Erdenleben nicht geschah, muß, wird in der Ewigkeit geschehen. Es waltet ein gerechter Gott im Himmel, der nichts Gutes unbelohnt, nichts Böses unbestraft läßt. Jeden wird einst das eigene Gewissen richten. Himmel und Hölle kommen dem Menschen nicht von Außen her; beide liegen außer Zeit und Raum; beide nimmt er aus sich heraus, und legt sie hinter die Sonnen und Sternen; beide trägt er im eigenen Herzen, und nimmt sie mit sich hinüber in die Ewigkeit. Das beseligende Bewußtseyn des vollbrachten Guten, und das quälende Bewußtseyn des verübten Bösen sind des Menschen unzertrennliche Begleiter beim Uebergang in die Ewigkeit, und werden dort das

Maas seiner Freuden oder Leiden seyn. — Nicht mindern einfach und erhaben lehrte Jesus über des Menschen Verhältniß zu Gott, und über dessen Natur und Bestimmung. Nach ihm steht der Mensch zu Gott im Verhältnisse des Kindes zum Vater; alle Menschen bilden eine große Gottesfamilie, zum gleichen Streben nach Gottähnlichkeit bestimmt. Ihr Seyn ist nicht auf die engen Schranken des Erdenlebens eingebannt. Hier ist nur Anfang, dort erst Vollendung. Was man hier der Erde wieder giebt, ist nur Hülle des unsterblichen Geistes, der, durch Tugend bewährt, im Sterben nur gewinnen kann. Was man Tod heißt, ist eigentlich nur Tausch der Formen, nur Veränderung der Wohnung im großen Vaterhause, nur Uebergang zum höhern Leben. Ohne Glaube an Unsterblichkeit wäre alles unerklärbar im Reiche der Sitten, und der leidenden Tugend. An den Glauben, daß unsere Bestimmung keine andere sey, als die, sittlich gut zu werden, schließt sich folgerecht die Ueberzeugung, daß wir ewig leben werden; denn das Ziel, zu dessen Erreichung wir uns berufen fühlen, liegt in der Unendlichkeit. Unsterblichkeit ist das Einzige, was die Vorsehung rechtfertiget, wenn neben dem übermüthigen Verbrecher der Fromme im Elende schmachtet. Die Seele bringt dem Körper das Leben; wie könnte sie vom Tode berührt werden? — Für die Tugend sterben wäre Wahnsinn, wenn nach dem Erdenleben kein anderes wäre.

Des Todes Geschäft ist weiter nichts, als das Auflösen der körperlichen Bande, die uns mit der Erde und der umgebenden Sinnenwelt zusammen halten; so wie diese Bande zerreisen, und die sterbliche Hülle sinkt, kommt der entbundene Geist an den Ort, in die Lage, in die Verhältnisse, die seiner moralischen Würdigkeit angemessen sind. Nur der Aufenthalt wird verändert, der Mensch bleibt der nämliche. Es geht keine neue Schöpfung mit ihm vor, seine Persönlichkeit bleibt; er wird gleichsam nur in eine andere Provinz der unermeßlichen Schöpfung versetzt, und kein anderer Standort kann ihm angewiesen werden, als der seinen Anlagen und Kräften, seinen Kenntnissen und Gesinnungen, seinem Charakter, seinem Verdienste zusagt. Das Bewußtseyn dessen, was er hier war, that und unterließ, wird ihn hinüber begleiten. Gegenwart und Zukunft, Zeit und Ewigkeit schließen sich wie ein fortgehendes Ganzes an einander an. In der menschlichen Bildung und Tugend ist kein Sprung gedenkbar; alles läuft in innig verbundener Stufenfolge fort. So wie die Beschaffenheit des Frühlings und Sommers den größern oder geringern Grad des Herbstes bestimmt; wie es von der Anwendung und dem Gebrauch unserer Jugendjahre abhängt, ob wir im erwachsenen Alter geschickt oder ungeschickt, gut oder böse, glücklich oder unglücklich sind: so bestimmt des Menschen gesammtes Verhalten hier, seinen Zustand dort. Das Er-

denleben ist nur Schule der Erziehung und Vorbereitung für die Ewigkeit. Unser künftiges Loos hängt ganz davon ab, wie wir hier erzogen werden. Wir passen nur für die Geschäfte, die wir kennen lernten; wir können nur die Freuden genießen, für die sich in uns Empfänglichkeit findet; wir können nur in der Gesellschaft uns wohl fühlen, die mit uns übereinstimmend denkt und empfindet. Unser wahres Wohlseyn entspringt aus unserem Herzen, das mit sich selbst zufrieden ist, aus dem beglückenden Bewußtseyn treuer Pflichterfüllung, aus dem Zeugniß eines guten Gewissens, das keine Schuld drückt. Alles Schöne und Gute, was diese Erde hat und giebt, nur dann erst macht es uns froh, und heiter, wenn in unserem Inneren kein Streit, kein Widerspruch, keine geheime Unruhe ist, wenn wir ruhig und ohne Vorwurf zu Gott aufblicken können. Der Mensch kann im Taumel der Zerstreuung und Ausschweifung sich zwar betäuben, aber in diesem Zustande des Rausches und der Unterdrückung seiner Gewissensstimme ist er doch nicht wahrhaft glücklich. Jede einsame Stunde, jeder Blick in sein Herz und Leben, läßt ihn seine Unwürdigkeit, seine innere Zerrüttung heftig fühlen, und erfüllt ihn mit Angst und Entsetzen. Nothwendig muß dieser Zustand der Unruhe, der Qual, der Selbstverachtung dauernd seyn, sobald der Tod ihn abruft, sobald er aus der Sinnenwelt heraus in das Geisterreich

hinüber gehet, wo er sich nun selbst wieder gegeben wird, wo nichts mehr ihn betäubt, wo sein Bewußtseyn ganz erwacht, und wo das aufgeschreckte Gewissen ungehindert die furchtbare Kraft seiner Vorwürfe äußert. Man irrt sehr, wenn man den Himmel und die Hölle außer dem Menschen sucht. Man denke sich einen rohen, lasterhaften, ungebildeten, ganz sinnlichen Menschen in der Gesellschaft, in dem Umgange mit gebildeten, fein fühlenden, edlen und gottesfürchtigen Seelen: wird er es hier aushalten können? wird er herzlich einstimmen können in den herrschenden Ton? wird es ihm möglich seyn, an diesen bessern Freuden, für die ihm aller Sinn mangelt, Theil zu nehmen? wird ihn hier nicht alles drücken und einengen? wird er sich nicht behaglicher fühlen in der Nähe solcher, die ihm in Denkungsart und Gesinnung verwandt sind? — Nur das Verwandte, das sich Aehnliche zieht sich an; die Tugend und das Laster haben ihre eigene Sphäre, ihr eigenthümliches Element. Denke man sich den Fall, daß Gott den Lasterhaften in den seligen Zustand versetzen wollte, den wir Himmel nennen; was würde es ihm helfen, wenn in seinem Herzen eine Hölle brennte? Nicht außer dem Menschen, in seinem Innersten ist der schreckliche Ort, wo ein Feuer brennt, das nie erlöscht, wo ein Wurm nagt, der nie stirbt; hier ist es, wo man den Flammenschmerz eines heißen Durstes fühlt, wo man ver-

gebens nach Kühlung schmachtet, weil die Höllenglut aus dem Herzen selbst ihre Nahrung zieht. Der Mensch ohne innern Werth, ohne Tugend, ist keiner wahren Seligkeit fähig, und Tugend ist nicht das Werk eines Augenblicks; sie wird nicht ohne Anstrengung und Kampf errungen. Was der Mensch säet, das wird er erndten. Ohne Heiligung wird Niemand den Herrn sehen. Nicht die werden ins Himmelreich kommen, die Herr, Herr sagen, die mit dem Munde, und durch ein todtes Fürwahrhalten angelernter Sätze ihn ehren, sondern die den Willen des Vaters thun, der im Himmel ist.

Nach Jesu Lehre ist es Bestimmung des Menschen, auf keiner Bildungsstufe stille zu stehen, sondern ins Unendliche fortzuschreiten. Im Reiche Gottes muß alles vorwärts gehen. So wie er sichs also angelegen seyn ließ, die Menschen mit ihrem Vater im Himmel, und mit allen ihren Verhältnissen zu Ihm bekannt zu machen; eben so bemühete er sich auch, ihnen den Weg ins ewige Leben durch die reinste Tugendlehre zu bezeichnen, und ihnen auf demselben selbst voranzugehen. Gott, sprach er zum Volke, das ihn lernbegierig umdrängte, so sanft als verständlich, Gott ist ein Geist, nur geistige Verehrung ist also seiner würdig; nur Verehrung, die aus einem ihm ergebenen Herzen kommt, ist ihm wohlgefällig. Nur als Geist darf und kann der Mensch der Gottheit sich nahen.

Opfer und Ceremoniendienst, kostbare Gaben und festliche Gepränge haben vor ihm keinen Werth, wenn der werthlos ist, der sich damit befaßt. Gottesverehrung, wodurch der Mensch nicht besser wird, und worin er zur Tugend nicht Antrieb findet, ist nicht viel besser, als Götzendienst. Gott ist vollkommen, und nur Aehnlichkeit mit ihm nimmt seinen Beifall und seine Gnade in Anspruch: anhaltendes Wachsthum im Guten, beharrliches Fortschreiten auf der Tugendbahn, und Selbstvervollkommnung, die keine Grenze anerkennt, finden allein zu seinem Vaterherzen sichern Zutritt. Gott ist Vater, ist die ewige Liebe: der Mensch muß also frommen, zutraulichen Kindersinn zu ihm haben; Liebe zu Gott und Seinesgleichen muß die Seele seines ganzen Thuns seyn; seine Folgsamkeit gegen die göttlichen Sittengesetze muß so uneigennützig, als willig und freudig seyn. Das gute Kind sträubt sich nie gegen den Willen seines Vaters, und indem es gehorcht, hat es keinen andern Lohn im Auge, als seinen Beifall, seine Zufriedenheit, seine Gegenliebe; wie könnte der Mensch gegen den Vater im Himmel sich anders benehmen? — Mag der Heid aus Habsucht, um der Ehre willen, aus Liebe zum Nachruhm Großes und Edles vollbringen, mag der Sklav aus Furcht und Zwang thun, was das Gesetz vorschreibt: wer Christ seyn will, dessen Gehorsam muß aus einer reinern Quelle fließen; er muß aus inniger, un-

eigennütziger Liebe zu Gott hervorgehen. Vereinigte er in sich alle Einsichten und Kenntnisse; hätte er zu sich selbst ein solches Zutrauen, um zu unternehmen und auszuführen, was unmöglich scheint; theilte er seine ganze Habe unter die Armen; wäre weder Leiden noch Tod vermögend, seinen festen Geist zu erschüttern: durch Mangel der Liebe allein würde vor Gott das größte Unternehmen ohne Verdienst seyn. Der Seele fehlt der schönste Schmuck, wenn Liebe ihr mangelt. Gott ist die reinste Liebe, und nur wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott in ihm. Im Tugendbunde der Christen muß Liebe den Vorsitz führen, weil er ein Verein von Brüdern und Schwestern ist, die Gott als ihren gemeinsamen Vater ehren. Liebe ist das eigentliche Leben der Seele, wozu das Christenthum nur ausführlichere Anweisung ist. Von Liebe erglüht, kann der Christ nie verlegen seyn, wie er unter allen Umständen gegen Andere sich verhalten soll; seine Regel ist: thue Andern, was du unter gleichen Umständen mit Vernunft von ihnen fordern darfst, und erlaube dir nichts gegen sie, was du selbst an ihrer Stelle als Kränkung aufnehmen würdest! —

Den Geist seiner ganzen Sittenlehre sprach Jesus in seiner unvergeßlichen Bergpredigt aus. (Siehe Wessenbergs Bergpr.) Höheres und Gediegeneres lehrte vor und nach ihm kein Weiser. Sein Vortrag, den noch die späte Nachwelt mit

heiliger Ehrfurcht aufnehmen wird, beginnt mit Seligsprechung der Armen im Geiste. Nicht niedrige Selbstwegwerfung und knechtischer Sinn ist es, was er selig preist, sondern die Demuth von Herzen, die Stimmung einer Seele, die, ungebläht von Stolz auf eigene Vorzüge und Verdienste, Gott allein die Ehre giebt, nur von ihm den Erfolg ihrer redlichen Bestrebungen erwartet, und auf vergängliche Erdengüter sich nichts einbildet, sondern willig darauf verzichtet, wenn sie mit den höhern Gütern des Geistes in Widerspruch kommen, die allein des Menschen Eigenthum bleiben, wenn alles Andere um ihn her in Staub zerfällt. Eine solche Seele, sagt Jesus, genießt schon auf Erden den Himmel; sie beherrscht ihr Inneres, und fühlt sich selig in Gott, indessen der Eitle, Stolze, Ehrsüchtige und der Sklave der Habsucht und des Geitzes nie frei athmet, sondern durch anhaltende Besorgnisse geänstiget wird, bald alles zu verlieren, worauf er bisher sein Glück baute.

Mit gleicher Innigkeit pries der göttliche Lehrer die Sanftmüthigen selig. Mit diesem Namen bezeichnet er aber nicht die Schwächlinge, die vor jeder Macht sich beugen und schmiegen, und die sich ohne Widerrede alle Mißhandlung gefallen lassen, sondern diejenigen, die gegen Niemanden hart sind, die dem Beleidiger gern vergeben, die friedliche Armuth weit dem Wohlstande vorziehen,

der ohne zu hadern nicht erhalten werden kann, und die lieber ein Stück Geld, oder einen Acker, als die Ruhe des Gemüthes, verlieren. Solche sanfte Seelen, die es mit Jedermann wohl meinen, und ohne Erbitterung Unrecht dulden, das sie, ohne dem Beleidiger wehe zu thun, nicht abwenden können, sind schon auf Erden selig; ruhig und sanft, ungetrübt von Furcht und Angst, aber von der Liebe aller Guten versüßt, fließt ihr Leben in harmloser Stille dahin, bis es Gott gefällt, sie mit väterlicher Milde in die Wohnungen des ewigen Friedens aufzunehmen. Selbst wenn schreiende Ungerechtigkeit sie alles Irdischen berauben, und sie von Land zu Land vertreiben sollte, bänden sie doch überall ihr Vaterland, weil ihnen den Himmel, den sie in sich überall herumtragen, keine Gewalt zu entreißen vermag, und ihnen aller Orten die verheißene Krone seliger Unsterblichkeit entgegen glänzt.

Um selig zu seyn, bemerkte Jesus weiter, bedarf es weder eines großen noch anhaltenden Erdenglücks. Der Weg zur Seligkeit steht auch den Armen und Leidenden offen, wenn sie im Dienste der Tugend beharrlich sind. Selig nennt er seine wahren Schüler, denen seine Lehre unwandelbare Lebensregel ist. Auch dann preist er sie selig, wenn Trübsal, Mangel und Verfolgung schwer auf sie drücken. Mag der Drang der Leiden noch so stark seyn: der Tröster bleibt nicht aus; bald

wird die kurze Trauer in ewige Wonne sich auflösen. Sollten selbst die Erdenleiden erst im Tode enden; schon der einzige Gedanke: sie sind vergänglich und vorübergehend, wie das Erdenleben, und freundliche Gaben Gottes zur Läuterung der Tugend, — hebt den Muth des Tugendfreundes und erheitert seine Seele, daß er herzlich Gott dankt für das Unterpfand der Liebe, das er in Schmerz und Noth erblickt. Dem leidenden Gerechten ist seine traurige Lage Aufforderung, sich einzig an den Himmel und die vergeltende Zukunft zu halten. Ihm eckelts vor der Welt, so oft er zum Himmel aufblickt, wo ihm Seligkeiten vorbehalten sind, wovon sich der beschränkte Menschenverstand keine Vorstellung zu machen vermag.

Das Herz des Menschen, das nach Seligkeit sich sehnt, wird, nach fortgesetzter Erklärung Jesu, von Begierden verschiedener Art bewegt, die weder hier noch dort ganz gestillt werden. Der Geitzige dürstet nach Schätzen; aber je mehr diese sich anhäufen, desto brennender wird sein Durst. Der Wohllüstling dürstet nach Sinnengenuß; aber mit jedem neuen Genuß wächst seine Lüsternheit. Der Ehrgeizige dürstet nach Ansehen und Ruhm; diesem Traumbild jagt er unermüdet von einem Abgrund zum andern nach: aber je weiter er empor kömmt, desto lebendiger mahlt ihm sein Wahn ein noch höheres Ziel vor, das er zu erstreben sich

vornimmt. Anders verhält es sich mit dem Menschen, der hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, die aus Liebe quillt, und ohne Zusatz des Eigennutzes ist; sein Durst wird einst gestillt werden; seiner Sehnsucht nach immer fortschreitender Tugend wird sich der Brunnquell des ewigen Lebens öffnen. Zwar ist Niemand vor Gott ganz gerecht; mag auch des Menschen Vernunft hell sehen, und sein Wille gut und rein seyn: die Lockungen zum Bösen sind oft so mächtig, daß auch der Beste zuweilen von der betretenen Tugendbahn abgleitet. Aber vollendete Tugend wird ja hienieden von keinem Menschen gefodert. Wohl Jedem, der redlich nach Gerechtigkeit schmachtet, der ihren heiligen Gesetzen aufrichtig huldigt, und im weiten Reiche der Wahrheit und Liebe unaufhaltsam vorwärts dringt! ihm ist ein Land verheißen, wo über Unrecht kein Seufzer mehr ertönt, wo jede Leidenschaft schweigt, und die Tugend im schönsten Lichte strahlt.

Zur Seligkeit des Menschen ist nach Jesu Lehre ferner ein mitleidiges Herz unentbehrliche Bedingung. Wer von Gott Barmherzigkeit erlangen will, muß selbst Barmherzigkeit üben. Nichts lohnt sich süßer, als Erbarmen. Das Herz überfließt von himmlischer Wonne beim Bewußtseyn, verlassene Arme und Schwache unterstützt, einen ehrlichen Schuldner durch milden Nachlaß von Hunger und Elend gerettet, Seufzer, die dem ge-

preßten Herzen eines Unglücklichen entstiegen, gestillt, und Thränen, die an seiner Wange blinkten, getrocknet zu haben. Jeder heitere Blick des Geretteten, jede Freudenthräne, die in seinem Auge zittert, jedes Wort bescheidenen Dankes, das über seine Lippen fließt, weckt süße Gefühle im Herzen des edeln Menschenfreundes. Von der Seligkeit des Wohlthuns und Erbarmens ist Niemand ausgeschlossen: der Geringste, der Aermste, der Verlassenste kann mitleidig seyn, und Barmherzigkeit üben, kann zur Milderung fremder Noth beitragen, und nach seiner Art Segen spenden. Eine Brodkrumme vom Taglöhner einem Hungrigen gereicht, ein Pfenning, den der Arme sich abdarbt, um ihn in die Hand eines noch Aermern zu legen, eine freundliche Aufnahme auch unter ärmlichem Obdache, ein sanftes Trostwort an einen Leidenden gesprochen, ein guter Rath dem Verlegenen ertheilt, eine wohlgemeinte Warnung zur Zurechtweisung des Unbesonnenen, ein kleiner Dienst dem Unbehülflichen geleistet rc. was alles auch dem Geringsten zu Gebote steht, hat großen Werth vor Gott, der weniger die That, als das Herz wägt, und keinen Trunk Wassers, dem Durstigen gereicht, unbelohnt läßt. An dem Lichtthrone der ewigen Liebe sammeln sich die Thränen der Freude und des Dankes, von geretteten Unglücklichen geweint, zu Wolken, aus denen auf die Barmherzigen sich Ströme des Segens ergießen, der reich-

lich für jedes Opfer entschädiget, das sie so bereitwillig auf den Altar der Liebe legten.

Bei Beseligung des Menschen kömmt es, wie Jesus ferner anmerkt, vorzüglich auf Reinheit der Gesinnung und des Herzens an. Ihr ist höchste Glückseligkeit, Anschauung Gottes, verheißen. Zwar kann kein erschaffener Geist ganz das Wesen der Gottheit umfassen, keiner Gott schauen, wie er ist, weil er in einem unzugänglichen Lichte wohnt; allein je reiner das Herz des Menschen, je mehr es von allen Schlacken im Feuer des Glaubens geläutert und durch standhafte Tugend bewährt ist, je reiner die Liebesflamme ist, die vom Altar des Herzens zu Gott auflodert: desto mehr rückt der Mensch zur höchsten Vollendung vor, desto näher kömmt er Gott, desto unwiderstehlicher fühlt er sich zu ihm hingezogen, und desto inniger wird seine Verbindung mit ihm.

Ohne Friedfertigkeit, fährt Jesus weiter fort, ist dem Menschen himmlische Seligkeit unerreichbar. Wer der großen Gottesfamilie angehören, ein Kind Gottes seyn will, der muß friedfertig und verträglich seyn. Nur wo Friede ist, waltet die Liebe, und Gottes Reich ist das Reich der Liebe. Kinder Gottes zanken nicht, ihre Rache ist Wohlthun. Sichtbar ruht der Segen des Himmels auf den Friedsamen; einer verschönert dem andern das Leben; jeder verbreitet um sich her Wonne und Se=

gen; der Kreis ihres Wirkens ist ein Himmel Allen, die mit ihnen gleichen Sinnes sind.

So liebenswürdig die Tugend ist, spricht Jesus im gleichen Geiste fort, so hat sie doch ihre Feinde, die sie nicht selten bis in den Tod verfolgen. Unauslöschlich glüht die Rache der Frevler gegen den Gerechten, dessen Beispiel sie beschämt, dessen Mund ihnen sagt: was ihr thut, ist Sünde, und dessen Edelmuth die Unschuld gegen ihre Nachstellungen schützt. Aber selig ist, den Verfolgungen im Dienste der Tugend nicht ermüden, nicht muthlos und verdrossen machen! Die Verfolgung kann seiner Rechtschaffenheit keinen Abtrag thun, wohl aber die Belohnung dafür erhöhen. Je ruhiger, gelassener, geduldiger sich der schuldlos Gekränkte benimmt, je größer und standhafter der Muth ist, den er unverdienten Kränkungen entgegen stellt, je heiterer nach zugefügtem Unrecht sein Gemüth bleibt, und je zutraulicher er an den Vater im Himmel sich hält, wenn er von aller Welt verlassen, verkannt und verhöhnt da steht: desto herrlicher ist die Krone des ewigen Lebens, die für ihn in einer bessern Welt hinterlegt ist. Der Kampfpreis ist um so größer, je mehr Muth und Ausdauer der Sieg fordert. Jeder Schweißtropfen wird am Siegeskranz' eine stralende Perle. Wer ins Reich Gottes eintreten will, darf fürs Wahre und Gute kein Opfer scheuen; jedes findet seine angemessene Vergeltung im Lande der Verklärten.

Des Menschen Anker, damit im Andrange der Gefahren und Unfälle sein Muth nicht untergehe, ist nach der Lehre Jesu, die Hoffnung, die durch das Gebet sich ausspricht. Ueberströmt sein Herz von einer kummervollen Empfindung, und wird die Welt mit allem, was sie hat und trägt, für seinen Kummer zu eng: dann erhebe er sich mit inniger Herzlichkeit zu dem Ewigen, und sein Gemüth wird sich wieder erheitern! — Das Gebet ist eine recht innerliche Herzenssache; es ist der natürliche Erguß frommer Gefühle, das Aus- und Ueberströmen der bewegten Seele; es ist die demüthige Richtung des innerlichen Menschen auf Gott, eine zutrauliche Unterreeung mit Gott, ein schweigendes Hingeben an seinen heiligen Willen, neben welchem keine Unzufriedenheit mit dem Gange der Dinge bestehen kann, Das andächtige Gebet verträgt sich mit keiner Muthlosigkeit, und macht bei den widrigsten Ereignissen unerschrocken. Ein andachtsloses Gebet ist Entweihung des ehrwürdigsten Menschengeschäftes. Wer nicht mit Andacht, Liebe und Vertrauen beten kann oder will, der schweige! todte Worte dringen nicht zum göttlichen Vaterherzen; sie verletzen die Ehrfurcht, die der Mensch dem Allmächtigen und Allheiligen schuldig ist. Das Beten, worüber man seine Arbeit vergißt, ist Sünde. Der Faule, welcher betet, spottet. Das Gebet des Unversöhnlichen isi Lästerung. Wer dem Verlassenen Trost und Hülfe

bringen kann, darf mit gutem Gewissen die Betstunde versäumen: er betet durch ein gutes Werk. Wer seine Ernte retten kann, darf sie ohne Bedenken am Feiertage retten, der zur öffentlichen und gemeinsamen Andacht angesetzt ist: er rettet seine Familie vom Mangel, und kann von der geretteten Ernte seinem dürftigen Bruder geben.

In der gesammten Religionslehre, welche Jesus umsetzte, kömmt nichts vor, das nicht unmittelbar oder mittelbar die Besserung und Heiligung des Menschen bezielte; jeder Satz hat eine sittliche Tendenz, jede Anordnung ist auf Beförderung der Tugend berechnet. Die Glaubenswahrheiten sind uns als ein Licht gegeben zu Erhellung des Weges, den Gott uns gehen heißt; wir sollen darin Antrieb und Ermunterung zur treuen Pflichterfüllung finden. Wahrheit und Tugend stehen im schwesterlichen Bunde mit einander: Wehe jedem, der es wagt, diesen heiligen Bund zu lösen, und der den Mangel des Rechtthuns durch Rechtglauben ersetzen möchte! — Wozu dem Menschen das hellste Licht, wenn er im Gehen darauf nicht achtet? Wozu Ueberzeugung, die dem Willen keine Richtung gibt? Wozu die festeste Glaubensunterlage, wenn der Mensch es vernachläßiget, darauf das Gebäude seiner Heiligung aufzuführen? — Die Religion Jesu, damit sie beselige, muß dem Verstand und Herzen des Menschen zusagen, was bei einer so widernatürlichen Trennung unmöglich wäre;

befreite sie uns nicht zugleich von Irrthum und Sünde: dann wäre sein Erlösungswerk unvollendet. Im Gebiete der Religion Jesu ist Tugend Hauptsache, weil eigentlich auf der Tugend des Menschen Heil beruht.

Um den Zweck seiner Religionslehre unvergeßlich zu machen, versinnlichte ihn Jesus durch die Taufe, die er als die feierliche Aufnahme in den Christenverein anordnete. Das Mittel der körperlichen Reinigung sollte die Pflicht des Christen vorbilden, seinen Verstand von schädlichen Irrthümern, sein Herz von bösen Begierden und entehrenden Lastern rein zu erhalten. Um selbst bei den Seinigen im gesegneten Andenken zu bleiben, stiftete er noch am Vorabend seiner Hinrichtung das Denkmal der Liebe, die ihn bewog, für das Heil seiner Brüder das Opfer zu werden. Ueberhaupt Alles, was Jesus lehrte, that, und anordnete, sollte zur Erweckung erhabener Empfindungen dienen, und entweder Regel oder Antrieb zum Guten seyn. Alles hatte hohen Sinn, nichts war zwecklos. Das Einfache und Erhabene paarten sich mit solcher Anmuth, daß die göttliche Heilsanstalt jedem Unbefangenen zusagte, und sich mit gleicher Kraft Hohen und Niedern, Gelehrten und Ungelehrten aufdrang.

Alles in der christlichen Religion ist so richtig und klar, so genau auf das Bedürfniß des menschlichen Herzens berechnet, daß seither alle gemachten

Einwendungen und Vorwürfe nicht ihr Wesen, nur die Zusätze trafen, wodurch sie frühzeitig entstellt wurde. Mag da Mancher sagen: was Jesus lehrte, dies hätte endlich auch wohl der menschliche Geist entdecken mögen. Aber warum denn blieben Jahrtausende ohne diese Entdeckung? Warum wurde sie nicht wenigstens von Griechen oder Römern gemacht, die an Geistesbildung den Juden weit überlegen waren? Warum erwarb sich diese Ehre nicht einer der alten Weltweisen: ein Pythagoras, Plato, oder Sokrates ꝛc.? Verräth es nicht Gotteswerk, daß die Lehre, welche Jesus vortrug, allein alles Wahre und Gute in Vollendung darstellt, was kaum vielseitig zersplittert aus den Schriften der alten Weisen hervor gegrübelt werden kann? Verräth es nicht Gotteswerk, daß Jesus Lehren zur Fassungskraft der Geringsten im Volke herabzog, die sonsten nur in Schulen der Gelehrten umgesetzt wurden, und daß er, was einst engherziger Vorbehalt für Einzelne von höherer Bildung war, zum Gemeingut für alle Menschenklassen machte? Verräth es nicht Gotteswerk, daß Jesus durch seine einfache Religionslehre alle die künstlichen Lehrgebäude der alten Philosophie nicht nur in Schatten stellte, sondern sie zum Theil wohl gar in die Nacht der Vergessenheit zurückdrängte? — Wie wahr ists doch, was ein Weiser neuerer Zeit sprach: „Auch das stolzeste Werk, von Menschen ins Leben gestellt, ist ver-

gänglich; was dagegen Gott im Herzen gebaut hat, reißt keine Ewigkeit um!" — Die christlichen Lehren werden noch wohlthätig fortwirken, wenn längstens schon das Andenken jener Männer erloschen seyn wird, welche die Welt mit vielem Wortaufwande als ihre Weisen pries. Das ist die Macht dieser Lehren, daß sie ihre treuen Bekenner mit einem hohen, göttlichen Muth beseelen, der ihnen alle Furcht vor den Gewaltigen der Erde benimmt; daß sie dem Niedrigsten eine Hoheit geben, vor welcher selbst der Tyrann erzittert; daß sie den Mund der Ungelehrten beredt, und alle Ueberredungskünste der Schlauheit zu Schande machen; daß ihr Lichtstrahl mit wunderbarer Schnellichkeit zündet, und Alle für Tugend erwärmt, die redlich ihr Herz ihm öffnen. Das Gepräge der Göttlichkeit ist an der Lehre Jesu durchaus nicht zu verkennen. Wie sich Gott durch die Natur als den Schöpfer sich offenbarte, so offenbarte er sich durch Jesum als unsern Vater, der allen seinen Kindern wohl will, und alle mit gleicher Liebe umfasset. Aus allen seinen Lehren, Thaten und Anordnungen spricht vernehmlich der Beweis, daß er kein gewöhnlicher Mensch, sondern der Sohn Gottes sey, daß in ihm die Fülle der Gottheit wohne, und daß der Vater durch ihn verherrlichet, durch ihn und in ihm angebetet seyn wolle.

Obgleich das Wahre und Gute mit eigener Kraft sich aufdringt, und zum menschlichen Her=

zen sich die Bahn bricht, so verrichtete doch Jesus über die Gebühr noch mancherlei Wunderthaten, um jeden Vorwand, seine göttliche Sendung zu bezweifeln, schon zum Voraus zu vernichten. Diese Wunderthaten, die er an Kranken und Unglücklichen aller Art verrichtete, wurden von seinen Jüngern und Lebensgenossen aufgezeichnet; sie geschahen unter den Augen seiner Nation. Die Gelehrten unter seinen Landsleuten konnten nicht wegläugnen, wovon sie Augenzeugen waren; sie behaupteten nur: Christus habe solche Thaten mit Hilfe des Teufels verrichtet, — eine Beschuldigung, die vor Vernünftigen keiner Widerlegung bedarf. — Mag übrigens Manches in den Verrichtungen Jesu wunderhaft erscheinen, was es vielleicht nicht an sich war, sondern durch die morgenländische Darstellungsart wurde; bei weitem das Meiste darin bleibt unbegreiflich, und unterliegt durchaus keiner natürlichen Erklärung. Es ist zum Erstaunen, wie sehr sich so viele angebliche Weise neuerer Zeit winden, um die Möglichkeit der Wunder überhaupt zu bestreiten, und insbesondere alles natürlich zu deuten, was von Jesu Wunderbares erzählt wird. Wer keine Wunder glaubt, wie kann er an sich glauben? — Wer einen nächtlichen Himmel vor sich hat, und noch Wunder läugnet, der muß wohl aufs Denken verzichtet haben. In einem gewissen Verstande des Wortes sind alle erschaffene Dinge Wunder, und keines

ist größer, als das andere. Der Elephant ist kein größeres Wunder, als die Motte, ein Berg kein größeres, als das Sandkorn. Es ist der Allmacht nicht schwerer eine Welt, als einen Wurm zu erschaffen. Ein Wunder ist alles, was Daseyn hat, wenn wir es mit unserer Macht vergleichen; aber keines von allen Wesen ist ein Wunder, wenn es mit der Allmacht verglichen wird, die alles hervorbringt. Niemand kennt die Grenze der Naturkräfte; wollten wir also auch nur das für Wunder halten, was außer diesen Grenzen liegt, wer könnte auch dann noch bestimmen, welche Erscheinung ein, oder kein Wunder sey! — Um über ein Wunder zu entscheiden, oder es natürlich zu deuten, sollte man alle verborgene Kräfte schon kennen, welche Gott in die Natur gelegt hat; aber wer kann dieser Kenntniß sich rühmen? — Jesus that so Manches, was, ohne der Thatsache Gewalt anzuthun, aus den bis izt bekannten Gesetzen der Natur von uns nicht erklärt werden kann; er that so Manches, was weit die Kräfte eines gewöhnlichen Menschen übersteigt: er that so Manches, gegen was als Wunder die Vernunft weniger sich sträubt, als gegen die natürliche, oder, richtiger gesagt, gegen die unnatürliche Erklärung desselben. Ein Wort, eine bloße Berührung, ein vertrauensvoller Blick zum Himmel, reichten bei ihm hin, einem Kranken die Gesundheit, einem Blindgebornen das Gesicht, einem Tauben das

Gehör, einem Stummen die Sprache, einem Lahmen den freien Gebrauch seiner Glieder, einem Todten das Leben wieder zu geben, einem Sturm Stillstand zu gebieten, Tausende mit wenigen Broden zu sättigen ꝛc. Wo ist der große Naturforscher, der sich und Andern darüber nach den Gesetzen und Kräften der Natur Rechenschaft legen kann? — Und gäbe man auch zu, bei den Thaten Jesu, die als Wunder gepriesen werden, sey alles ganz natürlich zugegangen: was wäre damit gewonnen? was verlohren? Wie viele Kräfte liegen in der Natur verborgen? — Nicht alle Menschen haben davon das gleiche Maas. Selten erheben sie sich über das Gewöhnliche. Indessen gibt es Menschen, die eine Ausnahme machen; Menschen, die durch ihre eigenthümliche Empfindsamkeit tief im Schooß der Erde verborgene Quellen wahrnehmen; Menschen, welche in einem Zustande der Entzückung das Künftige ahnen; Menschen, welche in einer seltsamen Nerven- und Seelenstimmung, besonders in Krankheitsumständen und bei einer großen Reizbarkeit der Fibern, ihr eigenes Innere durchschauen, und genau dessen Mängel und Gebrechen anzugeben wissen; Menschen, die, zumal im Zustande des Nachtwandelns, mit verschlossenen äußern Sinnen unglaubliche Dinge wissen und vollbringen, dessen sie im wachenden Zustande nicht fähig wären. Es gibt sogar Thiere, die wochenlang vorher die Witterung, welche kommen soll, empfinden, und

darauf sich vorbereiten; Thiere, die ohne Kenntniß der Länder die weitesten Reisen auf den nächsten Wegen dahin nehmen, wohin sie müssen und wollen. Alle diese außerordentlichen Eigenschaften, welche wir so zerstreut erblicken, sind und bleiben dem menschlichen Verstande so wunderbar und unbegreiflich, als sie an sich natürlich sind. Wir wissen aus der Erfahrung, daß mancher Mensch eine größere Kraft in sich habe, durch seine Berührungen Nervenleiden zu mindern, als ein Anderer; oder daß ein Mensch einen tiefer und weiter blickenden Geist empfangen habe, als der andere; aber sind derlei Erscheinungen darum erklärbar, weil sie natürlich sind? Wer darf und will Gott die Macht absprechen, so viele in der Natur zerstreuten Kräfte in einem Auserwählten zu vereinen? — Und berechtiget uns nicht Alles zum Glauben, daß Jesus dieser Auserwählte war? Ist ein Verein solcher Kräfte unbegreiflicher, als sein erhabener Geist, dem an innerer Vollendung und Stärke kein Anderer gleich kam? — Wie wir also immer Jesu wunderbare Thaten deuten mögen; so viel ergiebt sich daraus auf jeden Fall: Gott habe ihn auserkohren, und durch ihn sich den Menschen geoffenbaret.

Die Religionslehre Jesu suchten nachher seine Apostel unter Verschiedenheit der Einkleidung und Lehrart zu verbreiten, besonders aber sie durch Thatsachen in seinem Leben anschaulich zu machen.

Daher erhielt, vorzüglich seit Einführung der schriftlichen Urkunden des N. T., die historische Unterrichts-Methode in der Religion die Oberhand, die zwar der Fassungskraft des Anfängers mehr zusagt, aber auch bald eine fruchtbare Quelle von Streitigkeiten wurde. Indem man nicht sorgfältig genug von der christlichen Religionslehre das schied, was blos der Geschichte angehört, und über einzelne Thatsachen zu speculiren anfing, ehe man über die reinen Grundbegriffe, worauf die christliche Lehre sich stützt, einverstanden war: so waren Zerwürfnisse und Zwiste schwer zu vermeiden. Je mehr und hitziger über die Person Jesu gestritten wurde, desto mehr kam in Vergessenheit, was er gelehrt hatte. Die Menschenliebe unterging im Kampfe über Dogmen, deren Zahl durch Verschmelzung des Geschichtlichen mit der sonst einfachen Religionslehre sich unnatürlich vermehrte. Einst verdrehten die Feinde Jesu ihm seine Worte, und kreuzigten ihn; in der Folge thaten seine Freunde, die Ausleger seiner Worte, etwas Aehnliches: sie zerrten daran, und kreuzigten sich und sie.

Es hätte dem Christenthum nicht leicht schlimmeres begegnen können, als daß es geistleeren Menschen in die Hände fiel, welche den tiefen, gehaltvollen, herrlichen Sinn, der in den Lehrvorträgen Jesu und seiner Jünger lag, durch das heillose Grüblen an Wort und Buchstaben entstellen, und durch Hineintragung ihres Unsinnes

dem Stifter unserer heiligen Religion Behauptungen unterschoben, an die er nie gedacht hatte, noch vernünftiger Weise denken konnte. Dieses Unwesen, welches den Geist der Religion in die Fesseln des Buchstabens zwängte, und Kraft und Leben in todten Formeln und Worten einkerkerte, ist es eigentlich, was bald das Christenthum in dem Urtheile Vieler herabwürdigte, was so manchen Gebildeten von dem Bekenntnisse desselben zurückscheuchte, was da und dort den Namen eines Christen zum Spott machte, und so sehr die Ausbreitung der himmlischen Lehre unter fremden Nationen erschwerte. Hätte man von jeher die christliche Lehre in ihrer ursprünglichen Reinheit, wie die frühern Boten Jesu, vorgetragen, und hätte man das Göttliche ohne menschliche Zuthat gegeben: nichts der Art wäre erfolgt, und nichts auf der Welt wäre vermögend gewesen, die Kraft und den Segen des Christenthums zu hemmen. Der Beweiß liegt in der neuern Geschichte. Diejenigen Missionäre machten in den neu entdeckten Welttheilen die meisten Proselyten, welche in ihrem Unterrichte dem Urchristenthum am nächsten blieben, und mehr auf dieses, als auf die besondern Lehrmeinungen ihrer Kirche drangen.

Man hätte die einfache, allgemein verständliche, auf das Bedürfniß aller Menschenklassen berechnete Heilslehre, wodurch Jesus alle beseligen wollte, nie wissenschaftlich behandeln, nie ihr ein

gelehrtes Gewand umwerfen, und so sie dem Gesichtskreise der Mehrheit entrücken sollen. Weder Jesus, noch seine Apostel waren schulgerechte Theologen; sie lehrten das Volk nicht nach studirten Systemen; sie ließen über das Heiligste ihr Herz sprechen, in der festen Ueberzeugung, daß so eine Sprache am sichersten zu dem Herzen Anderer den Weg finde. Wer die Geschichte kennt, wird wohl nicht läugnen, daß im Grunde die Theologie es war, die der Religion den meisten Abbruch gethan hat, indem sie jene Einfachheit des Evangeliums verdrängte, die sich dem kindlichen und unbefangenen Gemüth am leichtesten offenbart. Die Auslegungskunst (Exegese) hat jene Einfachheit durch Erklären unerklärlicher Dinge vollends zu Grunde gerichtet, und jenes Gewebe unverständlicher Formeln erzeugt, wozu allmählich die einfache liebenswürdige Religionslehre Jesu entartete. Es gibt nicht leicht ein öderes Feld der Litteratur, als die Geschichte christlicher Wortübung, die von jeher dem menschlichen Verstande seine eigene Denkkraft, und den Urkunden des Christenthums ihre klare Ansicht geraubt hatte. Eine einzige gute Handlung ist entschieden mehr werth, als alle Grübeleien über dunkle Schriftstellen, und wer sein Brod mit Armen theilt, thut gewiß ein besseres Werk, als wer den hebräischen Text mit den griechischen, und beide mit dem samaritanischen vergleicht. Was der Christ wissen muß, hat ohne Zweifel Jesus

mit solcher Klarheit gesagt, und ist in den heiligen Urkunden so bestimmt ausgesprochnn, daß es keiner weitern Auslegung bedarf.

Sehr traurig ist es für die Menschheit, daß diejenigen, die sich Ausleger der himmlischen Gebote, Dollmetscher der Gottheit nennen, daß sie so gerne das Klare trüb machen, steifen Ernstes Worte ohne Sinn abwägen, viel von Nichts sprechen, und sich unduldsam auf die Lauer stellen, um bei erster Gelegenheit voll heiligen Ingrimms mit dem Bannstral das erträumte Phantom von Unglauben und Ketzerei zu zerschmettern, mit welchem Namen sie jede Meinung, jede Ansicht, jede Ueberzeugung bezeichnen, welche nicht die ihrige ist. Es ist traurig, warzunehmen, wie diese Eiferer für Rechtglaubigkeit, im Hochgefühl ihres Berufes, sich mit allen Kräften der einreißenden Freidenkerei zu widersetzen, selbst in jedem Decennium damit endigten, eine dogmatische Bestimmung zuzulassen, die sie im vorhergehenden ernstlich verketzert hatten; aber trauriger noch ists zu beobachten, wie eine Abweichung von ihrem Lehrbegriffe, den sie selbst nicht immer festhielten, weit mehr sie erbitterte, als ein abweichender Lebenswandel von unbestrittenen göttlichen Vorschriften, und wie Meinungen und Gebräuche mehr ihnen galten, als Heiligung des Gemüths durch Jesu Lehre, und ein gemeinnütziges, thatenvolles Leben. Seitdem die Dogmatik der christliche Talmud, und die

Theologen die christlichen Rabbiner geworden sind, ist über das Christenthum alles Unheil gekommen. — Bei sogenannten Dogmen sollten weder die Aussprüche der Vernunft, noch die Forderungen des Gemüths unbeachtet bleiben; was als Glaubensregel sich ankündigt, dabei sollte man doch etwas Vernünftiges denken können, und das Gefühl sollte nicht ganz leer ausgehen; aber die Wehrmänner der Orthodoxie kehrten sich daran nicht: lichtscheu traten sie sogleich als erklärte Feinde gegen Jeden vor, der es wagte, mit der Fackel der Aufklärung in die theologische Stiftshütte zu zünden, in welcher sie um so behaglicher sich fühlten, je weniger Licht ihre Fenster durchließen.

Die Theologie hätte nie anders, als geschichtlich, behandelt werden sollen, um nicht ganz die Thorheiten zu vergessen, auf welche der Mensch abschweifte, als er über die Grenzen trat, die ihm von der Vernunft abgesteckt waren. Als angebliche Wissenschaft hat sie nie zu etwas gedient, als Gehirne, und mitunter auch Staaten, zu Grunde zu richten. Sie allein macht Atheisten: da sie von Gott abgeschmackte Vorstellungen giebt, so verleitet sie den schwachen Denker leicht zum Schluße, daß die Gottheit ein Unding sey. Man sollte, zur Ehre der Vernunft und zum Wohl des Christeuthums, auf Hochschulen der Dogmatik den Abschied geben, damit es wieder möglich werde, die christliche Religionslehre auf ihre ursprüngliche

Reinheit zurückzuführen. Es ist wohl einzusehen, wozu ein Pfarrer dient, der die Unwissende belehrt, der die Kranken tröstet, der Fried' und Eintracht in die Familien bringt, der die öffentliche Gottesverehrung leitet, der durch alle ihm zu Gebote stehende Mittel der Tugend und Frömmigkeit Vorschub giebt: aber wofür ein Gewirre von Sätzen gut sey, welche nicht einmal die Offenbarung zur menschlichen Fassungskraft herabzuziehen vermag, das geht über alle Vorstellung. Das Christenthum, in seiner Reinheit aufgefaßt, muß den ganzen Menschen, muß seinen Kopf und sein Herz ansprechen, muß zugleich jenen erhellen und dieses erwärmen; in sein Gebiet kann also nur das gehören, wodurch beides erreichbar wird. Offenbarung, wodurch es nicht heller wird, ist, was ein Licht, das nicht leuchtet.

Man sollte nicht gleich über Verfälschung des Christenthums klagen, wenn von Zeit zu Zeit der herrschende Lehrbegriff gesichtet wird. Durch vernünftige Scheidung des Zuwachses vom Urstoffe kann das Christenthum nur gewinnen. Wer wollte dem Eigenthümer darüber Vorwürfe machen, wenn er zuweilen an seinem Hause eine zweckmäßige Ausbesserung vornehmen läßt? Wozu das ewige Pochen auf die Autorität der Vorzeit, der es noch gar sehr an den nöthigen Hilfsmitteln gebrach, die christliche Lehre, in welche durch Länge der Zeit so viel Fremdartiges hinein getragen wurde, wieder auf

ihre ursprüngliche Reinheit zurückzuführen? — Wozu so viele Bemühungen redlicher Wahrheitsforscher, wenn wir, eingebannt auf die Grenzen des Herkommens, von den Resultaten ihrer Untersuchungen gar keinen Gebrauch machen dürfen? — Die Religion als innige Liebe, als Gottergebenheit, als Richtung des Gemüths auf das Ewige, kann nicht verändert werden; mit dem Führwahrhalten einer bestimmten Summe von Lehrsätzen ist es anders. Es gibt so wenig eine unveränderliche Confession, als eine unveränderliche Landesverfassung. Jede Confession, wie jede Constitution, wird durch den Grad der Geistesbildung bestimmt, wenn sie den jedesmaligen Bedürfnissen entsprechen sollen. Eine Confession oder Constitution, welche für die Kindheit unsers Geschlechtes durchaus passend war, ists nicht mehr für das Jünglings- und Mannesalter desselben. In Beziehung auf die ins Unendliche möglichen Fortschritte, wird jedes vorgebliche Mannesalter wieder Kindesalter. Das Gebiet des Christenthums ist nicht umgrenzt: jede Stufe des Wahren und Guten, auf die der Christ sich erschwingt, ist gleichsam ein Erhohlungpunkt, um eine noch höhere zu erklimmen. Es ist nach der Lehre Jesu unsere Bestimmung, das Höchste zu erstreben, wenn wir uns auch immer nur auf dem Wege zu ihm, nie am Ziele sehen. Das Vollkommene muß der ewig feste Polarstern seyn, der unsere Fahrt auf dem beweglichen, oft stür-

mischen Ozean des Lebens bestimmt. Man muß nie vergessen, daß bei so ungleicher Geisteskraft und Geistesbildung nicht alle Menschen sich zum gleich hohen Standpunkte erheben können. Es ist Natur der Sache, daß sich die Lichtkraft über die Schwerkraft erhebe. Wenn es die Bekenner des Christenthums redlich mit einander meinten: sie würden, bei aller Verschiedenheit der Ansichten, Meinungen und Gebräuche, sich brüderlich im gleichen Streben nach Vollkommenheit vereinigen.

Zweck unsers Hierseyns ist Bildung zur Humanität, wozu das Christenthum die schönste Anweisung giebt; aber das Vorrücken an dieses hohe Ziel, das in der Unendlichkeit liegt, gedeiht nicht bei allen im gleichen Schritte. Bei vielen liegt die Vernunft zu sehr unter der Thierheit gefangen, um sich gleich Andern von mehr Bildung über dem niedrigen Treiben der Sinnlichkeit mit gleicher Kraft empor zu halten. Lebenslang will das Thier über den Menschen herrschen; es zieht unaufhörlich nieder, wenn der Geist hinauf will. Das findet nicht nur bei einzelnen Menschen, sondern sogar bei ganzen Nationen statt; durch alle zieht sich die Kette der Kultur in sehr abspringenden krummen Linien: während einige noch tief unter dem Joch des Klima und der Nothdurft liegen, stehen andere bereits auf einer so hohen Bildungsstufe, daß sie jene im weiten Abstande hinter sich zurücklassen. Was diese schnell erkennen, rein auffassen, mit

rüstiger Kraft verfolgen, das wird jenen noch lange unbegreiflich, unerreichbar bleiben. Vom Niedersten zum Höchsten geschieht der Uebergang ungemein langsam. Es gehören vielleicht Jahrtausende dazu, bis sich das roheste Volk der Erde zum Bildungsgrade erhebt, auf dem wir bereits so manches andere Volk, besonders in Europa, erblicken. Wer könnte von der Vorsehung auch nur vermuthen, daß sie nicht alle diese Stufen, diese Zonen, diese Abartungen mit einem Blicke umfaßt habe, und den Menschen in allen weiter zu führen wisse? Wem könnte es bei so unendlichen Abstufungen der Geistesbildung einfallen, ohne alle Berücksichtigung an alle die gleichen Forderungen zu machen? einem Hottentot, einem Pescheräh rc. den Stab der Verdammung zu brechen; weil er sich nicht mit uns zu gleich reinen Ansichten der christlichen Lehre erhebt, wovon er vielleicht in seinem ganzen Leben noch nichts gehört hat, und wofür er zur Zeit noch nicht einmal empfänglich ist? — Es ist nach Gottes weiser Einrichtung des Menschen Loos, durch Straucheln stehen, durch Fallen gehen zu lernen, durch Verirrung weise und gut zu werden: er ist dadurch nicht nur gut und weise geworden; er hat auch kennen gelernt, was er zu thun und zu lassen hat, um es zu bleiben; die Klippen und Irrwege zu vermeiden, auf denen er straucheln und auf Abwege gerathen könnte. Aller-

dings ist das Christenthum auf das Bedürfniß aller Menschen und Völker berechnet; es ist eine unversiegliche Quelle, aus welcher Alle Segen schöpfen können: aber damit wird nicht gesagt, daß allen zum Schöpfen das gleiche Maas in die Hand gelegt sey, und die göttliche Quelle Allen gleich lauter fließe. Wer dessen sich rühmen darf, der thue es mit Erkenntlichkeit, und sey im Urtheile über Andere nicht hart, die weniger richtig die hohen Lehren des Christenthums auffassen! Im heiligen Gebiete der Religion giebt das Herz den Ausschlag, und Herzensgüte ist nicht immer die Frucht der reinern Religionsansicht. Neben aller Verschiedenheit der Ansicht kann und soll Liebe bestehen, im Christenthum die Hauptforderung, aus welcher jede Gott gefällige Tugend hervorgeht. Wer aus Eifer fürs Christenthum lieblos seyn kann, hat sich mit dessen Geist nie befreundet. Die Frucht liebloser Verketzerung war von jeher bitter.

Des Christenthums Zweck ist weniger das Führwahrhalten einer geschlossenen Summe von Lehren, als fortschreitende Veredlung der Gesinnung. Unter der sichern Leitung des Christenthums tritt unser Geist in die Reiche höherer Naturen; der Schöpfer des Weltalls wird uns zum Vater, das Weltall selbst zur Heimat, die Ewigkeit zur Laufbahn, die Gottähnlichkeit zum letzten aller Ziele; und was wir wirken, ist nicht auf eine Spanne Zeit, nicht auf Jahrhunderte, sondern für ein end-

loses Seyn berechnet. Das Christenthum ist unserm Geiste, was er selbst dem Leibe ist. Wie der Geist den Körper belebt, so verklärt und beseelt die christliche Religion den Geist; durch sie erhält er Kraft und Richtung, sich in das unsichtbare Reich der Ideen empor zu schwingen, zum Lichtthron der Gottheit, von welchem sich die Quelle des ewigen Lebens über Alle ergießt, die in Vereinigung mit Gott ihre Seligkeit suchen.

8. Der Glaube.

Vom Glauben machen sich nicht Alle die gleiche Vorstellung. Die Begriffe davon sind nicht immer die Frucht des unbefangenen Nachdenkens über das Heiligste, sondern nehmen nicht selten die Farbe verdorbener Gesinnung an. So ist der Glaube dem Freidenker weiter nichts, als ein durch den Hohlspiegel des Pfaffthums hervorgezaubertes Gespenst, um den rohen Haufen zu bändigen und zu schrecken. Andern ist der Glaube bloßes Fürwahrhalten aus subjectiv zureichenden Gründen, die nicht in der Erfahrung, in der Kenntniß des Objects, sondern in Bedürfnissen der menschlichen Vernunft gegeben sind, die den Menschen nöthigen, auch das Uebersinnliche, auch das, was nicht in der Erfahrung erscheint, für wahr zu halten. Dieses Glaubens eigentliche Sphäre ist Religion, die kein Gegenstand der Erfahrung ist. Er ist wesentlich vom Meinen und Wissen verschieden; denn das Meinen ist ein Fürwahrhalten ohne zureichende Gründe, das Wissen aber ein Führwahrhalten aus zureichenden Gründen, welche auf der Erfahrung, auf dem Zeugnisse der Sinne beruhen.

Dieser Glaube ist dann erst rechter Art, wenn er mit Sittlichkeit sich befreundet, und wenn dem Menschen das erkannte Wahre Antrieb zur Vollbringung des Guten ist. So wenig sich der Wanderer damit begnügt, die ersten Schritte auf dem Pfade zu einem lieblichen Orte gethan zu haben, und nun, anstatt seine Reise mit Muth und freudiger Hoffnung zu vollenden, am bloßen Hinschauen auf jene reizende Gegend sich ergötzt: so wenig begnügt sich der wahre Christ, blos zu glauben, und mit Sehnsucht auf das herrliche Ziel reiner Tugend hinzuschauen, sondern er hält es für Hauptforderung seiner heiligen Religion, mit Muth und Treue diesem hohen Ziele entgegen zu streben, und gewissenhaft mit dem Glauben das Rechtthun zu paaren.

Der Glaube, der sich auf das bloße Fürwahrhalten beschränkt, entartet leicht zur Quelle mancherlei Verirrungen, und erzeugt Rechthaberei und Unduldsamkeit. Wie der Glaube ohne Tugend ein träger Baum ohne Frucht ist, so ist Tugend ohne Glaube eine erndtlose Aussaat. Glauben und Tugend sind Bestandtheile der Religion, die nicht getrennt werden dürfen. Credere und fidem habere sagen nicht einerlei: der Mann von Treue und Glauben muß mit der entsprechenden That zu den Worten seines Bekenntnisses stehen. Nicht die Annahme einer heilsamen Lehre beseligt; sondern ihre kindlich treue Befolgung. Neben der heiligsten

Lehre, wenn sie nicht in Geist und Leben übergeht, und bloße Gedächtnishinterlage ist, kann die größte sittliche Versunkenheit bestehen. Wer am meisten auf Rechtglaubigkeit pocht, ist nicht immer der bessere Mensch; nicht selten versteckt sich hinter derselben das Herz eines Teufels. Wir müßen im Glauben leben, wirken und sterben, wenn unser besseres Selbst im Treiben der Sinnlichkeit nicht untergehen soll. Des Glaubens Grundlage ist Anerkennung der Zeitlichkeit und Unvollkommenheit der Sinnenwelt, verbunden mit der Anerkennung der Ewigkeit und Wirklichkeit der unsichtbaren idealen Welt, und das Eigenthümliche desselben ist, daß er in das innerste Wesen der Dinge eindringt, und daran sich festhält, ohne sich durch ihre zeitliche Umrisse oder Gestalten irre machen zu lassen. Aus diesem Standpunkte betrachtet, nannte ihn daher der Apostel so schön als treffend, eine feste Zuversicht dessen, was man hoffet, und nicht sieht, von welcher begeistert man sich muthig über alles wegsetzt, was die Uebung Gott gefälliger Tugend erschwert.

Nicht das Festhalten an gewissen Lehrsätzen macht selig, sondern die Tugend, wozu man in diesen Lehrsätzen Antrieb und Ermunterung findet. Ist Jemand zufrieden, rechtschaffen und gottselig bei seinen Ueberzeugungen: lasse man ihn doch dabei, und störe sein stilles Glück nicht, man entreiße ihm nicht unbesonnen den heiligen Stab, an welchem er sich in des Lebens Widerwärtigkeiten auf-

recht hält! Gottseligkeit ist nicht an Einheit der Ueberzeugungen gebunden, die nicht einmal immer bei einem und ebendemselben Menschen statt findet. Mit Ausbildung der Vernunft erheben und erhellen sich die Glaubensansichten. Andere Vorstellungen hat das kaum zur Vernunft erwachte Kind, andere der gesetzte Mann, andere der vielerfahrene Greis. Mit der höher getriebenen Vernunft erhellt sich das Gebiet des Glaubens. Die Vernunft ist die Wurzel, der Glaube die Blume, Tugend die Frucht. So lange sich das Herz nicht vom Wege der Tugend verirrt, hat's mit abweichenden Glaubensansichten so viel nicht zu bedeuten. Kein Mensch irrt vorsätzlich; anders ist es, wenn er von der Tugendbahn abschweift. Glauben und nicht thun ist so viel, als blühen und nicht Früchte tragen. Gut seyn neben schwachem Glauben, oder neben irrigen Glaubenssätzen ist unstreitig viel besser, als schlecht seyn neben der strengsten Orthodoxie. Man kann zu viel, wie zu wenig, glauben; beides ist der Religion nachtheilig, und oft thut das Erste der Tugend mehr Abtrag, als das Andere. Es gibt nur darum so viele Unglaubige, weil man zu viel Glauben fodert.

Die Glaubenssätze sind nicht alle von gleichem Gehalt. Diejenigen sind die besten, aus welchem kindlich frommer Sinn gegen Gott, unsern Vater, hervorgeht. Dieser Glaube allein ist Erbtheil von Jesu, ist beseligend. Was Glaubenssätze betrift,

sagt Roußeau, welche nicht auf Sittlichkeit Bezug und Einfluß haben, und doch so viele Leute beunruhigen, so bin ich ihrentwillen gar nicht in Sorgen; wer möchte dem unbefangenen Manne darin unrecht geben? — Glaube, der nicht bessert, ist so viel als keiner. Nur als Licht, das dem Menschen sein Lebensziel erhellt, als Flamme, die fürs Gute sein Herz erwärmt, als Stab, an dem der Müde zum hellen Schauen jenseits des Grabes gelangt, und als Stern der Hoffnung in der Nacht der Leiden, hat der Glaube Bedeutung und Werth. Am schönsten erscheint er, wenn ihm Liebe und Hoffnung zur Seite stehen, weil der Mensch von Liebe erglüht, von seliger Hoffnung begeistert, das Unbegreifliche vollbringt.

Das ist der Glaube, ohne welchen kein Mensch selig werden kann. Dieser Glaube war von jeher der Glaube aller wahren Weisen, wurde aber erst durch Jesus ein Gemeingut für alle Menschen. Von der Zeit an hat dieser beseligende Glaube Wunder gethan. Als die ewige Grundlage alles Göttlichen hat er den Koloß der Abgötterei umgeworfen, ganze Nationen menschlicher gemacht, und Menschen zu Tugenden entflammt, die durch das Gepräge des Uebermenschlichen, bei der Nachwelt in unauslöschlichen Andenken bleiben werden.

Das Heiligthum dieses Glaubens, von Jesus auf seine ursprüngliche Einfachheit zurückgebracht,

wurde schon frühe unter menschlichen Erfindungen und priesterlichen Gezänken in seiner Reinheit getrübt; es währte gar nicht lange, bis durch Grübeln über Dinge, welche Jesus selbst im Verborgenen ließ, sich sein Gebiet zum großen Nachtheil der Bekenner merklich erweiterte. Dieses Grübeln vererbte sich krebsartig auf die Folgezeit, daß man gar bald sich lieber mit den Dunkelheiten und Geheimnissen der Religion, als mit den eigentlichen Lehren des Heils beschäftigte. Es sagte der menschlichen Gemächlichkeit mehr zu, sich durch unnütze Fragen den Kopf zu zerbrechen, als im Geist und Sinne Jesu zu leben. So mußte endlich die Zahl der Glaubensmeinungen bald das Maaß der Religion werden, und die Lehre Jesu vom heiligen Leben fast ganz in Vergessenheit kommen. Daher in spätern Zeiten neben dem größten Eifer für Rechtglaubigkeit die roheste Sittenverwilderung, wie man sie kaum in den Zeiten des blinden Heidenthums fand.

Oft glaubt man auf dem wüsten Ozean damaliger Menschengeschichte den Gott zu verliehren, den man auf dem festen Lande der Naturforschung in jedem Grashalm und Staubkorn mit Geistesaugen sieht, und mit vollem Herzen verehrt Während man auf Synoden mit wilder Kampflust gegen einander auszog, mit sinnloser Leidenschaft über einander herfiel, und zur Ehre Gottes einander verketzerte; während man alle Spitzfindigkeiten

der Dialektik aufbot, um Glaubensformen festzusetzen, und in selben den menschlichen Geist einzukerkern, daß er sichs nicht ferner beigehen lasse, seine Denkkraft am Höchsten zu üben: wurde allmählig das Bild der Gottheit, welche im Tempel der Natur voll Allmacht und gütiger Weisheit gleichsam jedem entgegen tritt, der sich unbefangen darin umsieht, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, und die einst so einfache, reine, deutliche Glaubenslehre ward durch Judaisiren und Platonisiren endlich zum dunkelsten Lehrsystem, auf das man um so mehr Gewicht legte, je weniger das gemeine Volk dabei zu denken im Stande war.

Mochte es immerhin bis zur Evidenz einleuchten, daß die Glaubenslehre, vom Gewebe unverständlicher Formeln entkleidet, den Menschen kräftiger anspreche, und daß die Menge ihren Jesus und die ungekünstelte Sprache des Evangeliums eher verstehe, als den heiligen Justinus, oder Irenäus, oder den ehrwürdigen Tertullian, als den Petrus Lombardus, oder den Thomas von Aquins: man zog platonischen Grillenfang und aristotelische Spitzfindigkeit, worin so manche Kirchenväter sich gefielen, der frommen Einfalt des Evangeliums ohne Bedenken vor, und wetteiferte so recht mit einander, vollends den letzten Rest des Verständigen aus dem Gebiete des christlichen Glaubens zu verdrängen. Zur Ehre damaliger Glaubenslehrer möchte ich eben nicht behaupten, daß

Absicht, des Volks Dummheit besser zu benutzen, sich hinter unverständlicher Lehre versteckt habe.

Je mehr man von dem einfachen Institut des Christenthums, als von einer thätigen, zum Wohl der Menschen gestifteten Anstalt abkam, desto mehr spekulirte man jenseits der Grenzen des menschlichen Verstandes; man fand immer mehr Geheimnisse, und machte endlich den ganzen Unterricht der christlichen Lehre zum Geheimniß. Man eiferte gegen abweichende Meinungen über solche Geheimnisse weit mehr, als gegen einen von den göttlichen Vorschriften abweichenden Lebenswandel, und es war keine sonderlich seltene Erscheinung, daß die Kirche dem größten Verbrecher zur Versöhnung dir Hand bot, indessen sie ohne Nachsicht dem an de- Himmelspforte alle Riegel vorschob, der nicht unbedingt und blindlings seine Vernunft gefangen gab, und sich weigerte, gegen eigene innere Ueberzeugung einer andern Ansicht zu huldigen.

Man hätte nie vom Grundsatz ablassen sollen: der Glaube müsse durch die Vernunft gesichert und befestiget, und die Wahrheit durch Offenbarung zur menschlichen Fassungskraft herabgebracht werden, und der beste Glaube erhalte seinen Vorzug durch Deutlichkeit. Wer den Glauben, den er mir prediget, mit Geheimnissen belastet, der weckt eben dadurch in mir Mißtrauen dagegen. Wahrheit ist Wahrheit für alle Menschen, und leich dürfte ein Glaube verdächtig scheinen, wenn man

ihn in einen Schleier hüllen muß, damit die Menschen verehren, was sie nicht kennen. Offenbarung muß der Vernunft nachhelfen: was ich glauben soll, darf also nie als Gegensatz der Vernunft erscheinen. Offenbarung ist nur dann rechter Art, wenn sie durch die Vernunft erkennbar ist. Nur der Glaube, der göttliche Vollendung des Menschlichen ist, mit dem Menschlichen das Göttliche verbindet, und die erhabenste Bestimmung des Lebens mir erklärt, dem Göttlichen und Ewigen mich zu nähern, nur der Glaube, durch den mir in Beziehung aufs Heiligste hell wird, was vorhin dunkel war, kann mir als Leitstern auf den dunkeln Irrgängen durchs Leben dienen. Die angezündete Fackel mag noch so helle Flammen sprühen, welchen Werth kann sie für mich haben, wenn ich dabei doch nicht mehr, als bei dem spärlichen Lichte einer Lampe, sehe? — Glaubenslehre, wobei ich nichts denken kann, kömmt mir vor, wie ein Wort aus der Wüste gesprochen, vor dem die Hörer in dumpfer Betäubung niederstürzen, und es kaum wagen, dem Schalle ihr erschrockenes Ohr zu öffnen.

Hätte man genauer Jesu und seiner Apostel Lehre und Lehrart geschieden: unser Glaubensgebäude wäre nie durch so viele kirchliche Satzungen und seltsame Meinungen verdüstert worden. Was Jesus lehrte, bestand in den erhabensten Wahrheiten, die sich für die gesammte Menschheit in unüberwindlichern Kraft äußern; aber die Art,

wie er lehrte, ward nach den Vorbegriffen der Juden bestimmt, zu denen er sprach. Wäre Jesus unter den Völkern am Ganges oder in China aufgestanden: dann würde der Geist seiner Lehre derselbe, aber die Form eine andere gewesen seyn; er würde nicht von mosaischen Opfern, nicht von Worten der Propheten, nicht von Teufeln geredet haben, die Hindostan und China nicht gekannt hätten; er würde seine Lehren ihren Vorbegriffen, und sogar ihren Vorurtheilen angesponnen haben.

Wie Jesus, so blieben sich auch seine Apostel in der Lehre immer gleich, so oft auch die Form ihres Vortrages wechseln mochte. Sie mengten manches Ort= und Zeitgemäße ein, was für andere Gegenden und Zeiten ohne Zweck und Bedeutung gewesen wäre. So sprach Paulus unter den hellern Griechen zu Athen, zu Korinth rc. anders, als er zu seinen Landsleuten zu Jerusalem und in Palästina reden durfte.

Unglücklicher Weise hielt man in der Folgezeit an allem fest, was von den frühesten Glaubensboten noch herstammte. Ihren Nachfolgern im Lehramte galt das Zufällige nicht minder theuer, als das Wesentliche. Sie behielten die empfangenen morgenländischen Sprachbilder auch in den kühlen Abendländern bei, und predigten den Christenglauben für die Heiden in Ausdrücken, welche nur für Juden paßten und nur diesen verständlich waren. Jeder Spruch, ja sogar jedes Wort aus dem

Munde, oder aus der Feder eines Apostels ward Glaubensnorm.

So mußten bei Menschen und Völkern, die vom Judenthum nichts wußten, falsche Begriffe und mancherlei Mißverständnisse entstehen. Diese Mißverständnisse erzeugten neue Erklärungen, wodurch sich die Glaubensmasse fast bis ins Unendliche erweiterte. Die Erklärer, meistens Kinder anderer Weltgegenden und Jahrhunderte, unterließen nicht, ihre damaligen Ansichten unwillkührlich beizumischen, daß am Ende das Einfachste verwickelt, das Klarste finster werden mußte. Aus den jüdisch- griechisch- ägyptisch- römisch- gothisch- gallischen Zutragungen erhob sich mit der Zeit ein Lehrgebäude des Glaubens, das den flachsten Aberglauben abendländischen Heidenthums mit der haarspaltenden Spitzfindigkeit der Scholastik und dem morgenländischen Bilderthum seltsam vermählte.

Mit dieser bunten Glaubenslehre wanderten später Heilsboten bis zu den Nationen fremder Welttheile, und nichts war natürlicher, als daß sich mit der christlichen Kirche der kirchliche Lehrbegriff erweiterte, der auf verschiedenen Kirchenversammlungen genauer bestimmt, endlich nothwendig alle Denkfreiheit vernichten, und den Tugend tödtenden Wahn erwecken mußte, daß die Religion mehr in der Behauptung von gewissen Meinungen, als in der Ausübung von guten Handlungen bestehe. Man erzielte dadurch Einheit des Glaubens,

die schon durch immer neuen Zuwachs unmöglich gemacht, traurige Veranlassung zu blutigen Zwisten und Grausamkeiten wurde, wodurch man im blinden Eifer die Religion der Liebe ohne Bedenken entweihete.

Spitzfindigkeiten sind schon gar nicht zum Glauben geeignet, wenn er allgemeine Verpflichtung ist: darum sollte es im Glauben so wenig, als in der Mathematik, Sekten geben. Ueber erwiesene Wahrheiten vereinigen sich leicht alle Menschen, und unerwiesene sind so viel, als keine. Ist eine Wahrheit dem Menschen so nothwendig, wie die Sonne der Erde, so muß sie so hell strahlen wie diese. Es ist Ungereimtheit, es ist Beschimpfung des menschlichen Geschlechtes, es ist Frevel gegen die Gottheit, wenn man behauptet, es gebe Wahrheiten, die dem Menschen zu wissen unumgänglich nothwendig sind, Gott habe sie aber dem Menschen verborgen.

Allein die Menschen begnügen sich mit dem Einfachen nicht; was sich gleichsam von selbst versteht, ist ihnen viel zu wenig. Daher kam es, daß ihnen das, was in der Folge über die Person Jesu gefabelt wurde, bald wichtiger erschien, als was er selbst gelehrt hatte, und daß eine Lehre unbegreiflich seyn mußte, um Eingang zu finden. Tertullians Folgerung: impossibile est, ergo verum est, sagte Manchem mehr zu, als was immer für ein Beweis, nach allen Regeln der Logik geführt. Je niedriger die Bildungsstufe ist,

auf welcher der Mensch steht, desto mehr ist ihm jeder noch so abentheuerliche Unsinn willkommen, wenn man ihm denselben mit dem Titel der Offenbarung stempelt. Der höchste Grad von Unbegreiflichkeit ist ihm das sicherste Merkmal der Offenbarung. Die Ursache liegt in der Natur der Geistesbeschränktheit. Die Offenbarung wird hier als Ersatz der Vernunft, als ein Inbegriff von Lehren postulirt, welche der Vernunft ganz fremd sind. Wo der Gesichtskreis gar zu beengt ist, da können nur solche Sätze, die gar keinen Berührungspunkt mit der Vernunft haben, Gegenstand der Offenbarung seyn. Der sonderbare Beweis: impossibile est, ergo verum est, hält nach Volksbegriffen jedem andern das Gegengewicht.

Traurig ist's, daß die Herrn Theologen, die sich Ausleger der himmlischen Lehre, Dollmetscher der Gottheit nennen, und als solche die Wahrheit in ihrer reinen Gestalt darstellen sollten, steifen Ernstes das Vorurtheil mit ihren Auslegungen übertünchen. Aus den Schwärmereien des morgenländischen Unsinns deduciren sie noch immer ein System des Glaubens, das den denkenden Kopf durch seine Verworrenheit empört. Höchstens schmücken einige ihre Religionskrähe mit den Federn der neuen Philosophie aus, damit sie willigere Aufnahm finde, und durch ihr Gefieder die Blicke auf sich ziehe. Sieht man aber ihren Absichten auf den Grund, so ist ihnen nichts mehr zuwider, als

wenn man den Menschen auf die Aussprüche der Philosophie aufmerksam macht, und ihn auf die Selbstgesetzgebung seiner Vernunft zurückweiset. Sie wollen zum Schein die Vernunft, aber ohne Verlust ihrer Götzen; sie möchten wohl als Eiferer für Wahrheit gelten, aber ohne die Altäre des Irrthums zu verlassen, an denen ihr Brodkorb hängt. Sie ändern ihre Sprache selbst dann nicht, wenn ihr die innere Ueberzeugung widerspricht. Unter dem Vorwand, Menschen und Zeiten seyen für höhere Religionsansichten noch nicht reif, bauen sie heuchlerisch auf den Unterlagen des Irrthums fort. Sie sind doppelzüngig in ihrer Sprache, schwankend in ihrem Vortrage, unbestimmt in ihren Lehren, unzuverläßig in ihren Systemen, furchtsam in ihren Urtheilen, verlegen, wenn sie Rechenschaft über ihren Glauben ablegen sollen, und vor allem besorgt, ob sie an Ehre und Einkommen nicht verliehren, wenn sie so beherzt als offen für Wahrheit das Wort nehmen. Wo der Bau der christlichen Stiftshütte unter solchen Händen steht, wird es in derselben so bald noch nicht hell werden. Diese ängstliche Herrn, welche vom Lichte im Tempel der Religion Gefahren befürchten, haben meistens weniger Gottes Sache, als sich selbst im Auge. Im Grunde haben sie viel Aehnliches mit denen, die besorgen, der Blitz schlage ins Haus, weil es Fenster hat, da er doch nie durch diese, sondern nur durch deren Bleieinfassung

fährt, oder sich an der Rauchwolke des Schornsteins herabschlängelt.

Wo für Geistesunmündigkeit so gesorgt wird; wo man dem Volke verbietet, mit eigenen Augen auf den Weg zu achten, den es zum Himmel zu nehmen hat; wo es verjährter Grundsatz ist, es von der Wiege bis zum Grab am Leitband festzuhalten; wo man ihm zwar die heiligen Urkunden seiner Religion in die Hand gibt, aber es zugleich warnt, nichts anderes darin zu finden, als was seine Führer darin zu finden vorgeben; wo man durch Machtsprüche den Geist in die Schranken des Herkommens einbannt, und ihm einen Markstein setzt, über welchen er nicht hinausschauen darf; wo noch die Forderung ans Volk besteht, sich in Beziehung aufs Heiligste alles eigenen Vernunftgebrauches zu begeben, und sich leidend und gehorsam den eingeführten Satzungen heiliger Männer anzuschmiegen; wo sogar vermeinte Abweichung vom bestehenden Glaubenssystem als unverzeihliches Verbrechen aufgerechnet wird, und nicht selten in unabsehbare Unannehmlichkeiten verwickelt ꝛc.: da muß blinder Glaube einheimisch werden, der von jeher so nachtheilig und zerstörend auf die Welt einwirkte.

Durch blinden Glauben wird die Vernunft gedemüthiget, worauf eigentlich des Menschen Würde besteht. Blinder Glaube und Vernunftgebrauch passen so wenig für einander, als Blindseyn und Sehen. Roußeau hat ein wahres Wort ge-

sprechen, als er sagte, der müsse ohne Vernunft überzeugen können, der sie aus dem Gebiete der Religion wegweisen möchte. Es gibt doch wohl nichts Göttlicheres, als das rein Vernünftige. Außer dem Gebiete der Vernunft kann selbst die Gottheit nicht sprechen. Wie die Vernunft der Maßstab aller menschlichen Dinge ist, so ist sie auch der Wegweiser und die Richtschnur in der Annäherung zum Göttlichen. Vernunft ist unser Vorzug, und adelt uns als denkende Wesen: Vernunft muß also bei uns in allem wirken. Unser Denken und unser Glauben müssen von ihr geleitet werden. Der bloße Besitz der Vernunft gibt nur höhern Rang; eigentliche Würde erringen wir erst durch treuen Gebrauch derselben. Glaube, ohne Zustimmung der Vernunft, ist ein hölzern Fundament, das wenig trägt, und bald fault. Dadurch erhält die Unfruchtbarkeit des Glaubens bei der undenkenden Menge ihre Erklärung.

Treffend ist die Zeichnung des blinden Glaubens in Hallers nachstehenden Versen:

„Wer blinden Glauben wählt, hat die Vernunft verschworen,
Dem Denken abgesagt, sein Eigenthum verlohren;
(Betrug hat ihn erzeugt, und Einfalt groß gemacht,
Er ist das Joch der Welt, und schlauer Priester Pacht.)
Er weiß, so viel er hört, und seine Priester leiden,
Zahlt heilig Gaukelspiel mit seinem Gut mit Freuden;
Tauscht, was er itzt besitzt, für Schätze jener Welt,
Und schätzt sich seliger, je minder er behält.“

Wo der Glaube vernünftig seyn darf, ist Glaubenseinheit eine überspannte Forderung. Die Apostel verlangten nie: seyd übereinstimmend in eurem Glauben! dagegen riefen sie ihren Neubekehrten öfters zu: seyd fleißig, zu halten die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens! Die Worte: Ein Gott, ein Glaube, eine Taufe, sagen etwas ganz anderes, als Einheit im Fürwahrhalten, wie nur Ein Gott, und Eine Christenweihe ist; sie beziehen sich mehr auf Einheit des Wetteifers in treuer Pflichterfüllung nach dem einfachen Sittengesetze Jesu, und auf Einheit des Strebens, die Heiligkeit der christlichen Lehre im Wandel sichtbar werden zu lassen. Einheit kann nur der Religion, nicht der Ueberzeugung gelten. Es kann nur Eine Religion geben, weil nur Ein Gott ist, nach welchem sich alle Herzen hinwenden sollen; aber es muß verschiedene Gestaltungen des Glaubens in den Vorstellungen, der Liebe in den Handlungen, und der Hoffnung in den Erwartungen geben, weil die Geistesbildung einzelner Menschen wie ganzer Nationen fortgeschritten ist, und in unendlichen Abstufungen sich offenbart.

Schon aus dem Grunde ist jede Hoffnung zu einer Vereinigung auf dem blos dogmatischen Wege vergeblich. Man begnüge sich doch, so die Herzen einander sich nähern auf dem Wege der Liebe, und alle sich im gleichen Streben nach täg-

lich steigender Selbstvervollkommnung vereinigen. Nachbarn bemühen sich nicht, die Scheidewand ihrer Häuser einzuschlagen, und ein gemeinschaftliches Hauswesen einzuführen, um es gut bei und miteinander zu haben. Es könnte im Gegentheil gar leicht grimmige Händel geben, und der gemeinsame Haushalt mit Unterdrückung des Einen, oder mit tödtlicher Feindschaft Beider enden. Hab' ein Jeder Hut und Heerd, Boden und Keller, Buch und Kasse und sein eigenes Regiment für sich, und rede dem Nachbar nichts ein; aber ehre und liebe ihn und die Seinigen von ganzem Herzen, berathe ihn, und lerne ihm ab, freue sich seiner Freude, und kümmere sich seines Leids; und so dem Nachbar Gefahr droht, halte er sie für seine eigene, und so ihn ein Feind angreift, helfe er ihm treulich denselben abtreiben; und so der Nachbar einen Freund findet, sey auch er dessen Freund! — Dann wird's um Beide wohl stehen, und sie werden des Wandeinschlagens nicht bedürfen, um ein Herz und eine Seele zu seyn. Sollte es mit verschiedenen Glaubenspartheien anders seyn? Lasse man doch jede ihrer Ueberzeugung leben, jede nach der Väter Weise zu Gott beten, jede auf dem Wege ihr Heil suchen, welchen sie für den sichersten hält! So lange sie friedlich neben uns wohnen, redlich mit uns im Guten wetteifern, kann es uns wenig kümmern, wenn sie nicht genau mit uns die gleichen Ansichten theilen. Re-

ligion ist weder an Einheit der Ueberzeugung, noch an eine geschlossene Summe von Lehren gebunden. Nach Jakobi hat der beste Mensch auch immer die beste Religion.

So wenig Versuche zur Glaubensvereinigung verschiedener Kirchenpartheien frommen; so wenig ist es rathsam, ohne dringende Gründe zu einem andern Glauben überzugehen, oder Jemanden zum Uebertritt zu bereden. Der Uebertritt zu einem andern Glauben ist wie ein Spaziergang in neuen Schuhen; sie mögen noch so gut gemacht, noch so viel werth seyn, sie lassen uns doch die abgezegten bedauren, und werden uns so lange brennen und drücken, bis wir sie so ausgetreten haben, als die alten. Auch ist Sinnesänderung und bessere Aufführung nicht immer im Gefolge des neuen Glaubens; gar oft ist schon mit dem alten Glauben die Seelenruhe und die Freudigkeit im Rechtthun verlohren gegangen. Verjährte Meinungen, die uns von Kindheit an wichtig waren, auch wenn sie irrig sind, lassen sich nicht, wie ein altes Kleid, ablegen. Wir stehen zu den Vorurtheilen unserer Kindheit im gleichen Verhältnisse, wie die Kinder zum Klausen, die, auch wenn sie ihn kennen, unwillkührlich zusammenfahren, wie er ihnen unter die Augen tritt, oder vor der Thüre seine Schelle rüttelt.

Die Meisten sind in Beziehung auf den Glauben, wozu sie Geburt und Erziehung gemacht

haben. Ohne Ausnahme fast auf alle paßt, was einst Sophocles von Jocasta erzählte. Diese, als sie zu dem Lycischen Apoll betete, sprach in der Einfalt ihres Herzens, sie wäre darum in seinen Tempel gekommen, weil er der nächste gewesen wäre. Das war nun freilich ein unartiges Kompliment, das sie seiner Gottheit machte. Gleichwohl ist das Kompliment nicht viel besser, das man Gott macht, wenn man bei der Lehre und dem Glauben bleibt, darin man erzogen wurde, blos um sich die Mühe des weitern Aufsuchens zu ersparen.

Wäre der Glaube, der durch eigenes Nachdenken in Ueberzeugung aufgenommen wird, für den Menschen nothwendige Bedingung zur Seligkeit: dann wäre es entschieden mit der großen Mehrheit schlecht bestellt. Der Glaube aufs bloße Fürwahrhalten beschränkt, ist bei den Meisten nur angelernt, und die Wenigsten sind im Stande, darüber Rechenschaft zu geben. Der Lehrbegriff, dem sie huldigen, wurde schon von ihren Eltern festgehalten: mehr bedarf es nicht, um desgleichen zu thun. Ihr Glaube ist mehr väterliches Erbe, als eigene, auf haltbare Gründe sich stützende, Ueberzeugung; sie glauben, ohne oft recht zu wissen, was und warum? — Zum großen Glück für sie ist eigentlich Religion mehr, als Ueberzeugung von der Wahrheit gewisser Lehren; sie ist mehr Herzensangelegenheit, als Verstandessache; sie hat es mehr mit Gesinnungen, als mit Vorstellungen

zu thun; sie ist das Seyn des Endlichen im Unendlichen; sie ist frommer Kindersinn zu Gott, der aller Menschen Vater ist; sie ist redliches Streben nach Gottähnlichkeit; sie ist demüthige Anerkennung des göttlichen Willens in jeder Pflicht, wovon freudiges Rechtthun die Frucht ist. Nicht die Summe hoher Lehren, denen der Mensch beipflichtet, sondern die Summe hoher Tugenden ists, was uns eigentlich mit Gott verbindet. Was der Mensch, um gut zu seyn, und es immer mehr zu werden, wissen muß, liegt nicht so hoch, daß es nicht der Geringste im Volke erreichen könnte. Was darüber hinaus liegt, kann also nicht Forderung an die gesammte Menschheit seyn, und die Lehre der Schule ist nicht das Maaß des allgemeinen Glaubens. Der schulgerechteste Theolog, der über die Lehren seiner Kirche wie ein Buch spricht, und jeden Satz mit Gründen belegt, steht in Bezug auf Religion nicht selten tief unter dem Volke, das in kindlicher Einfalt zu Gott betet, und von heiliger Ehrfurcht ergriffen, von inniger Liebe erglüht, in treuer Pflichterfüllung zutraulich seine Seligkeit sucht, und gewiß auch findet.

9. Aberglaube.

Aberglauben heißt mehr glauben, als man nach vernünftigen Gründen zu glauben berechtiget ist. Der Aberglaube ist das Gegentheil vom Unglauben; beide haben das miteinander gemein, daß sie auf vernünftige Gründe nicht achten. Der Aberglaube beruht so recht auf Mangel des Verstandes, der sich ungeprüft Erscheinungen blindlings unterwirft- und sie ohne Bedenken von unbekannten übernatürlichen Kräften ableitet. Je tiefer die Bildungsstufe ist, auf welcher der Mensch steht, desto mehr ist bei ihm der Aberglaube vorherrschend. Kinder und Unwissende staunen alles an, was sie nicht begreifen können; ihnen ist alles Wunder, was über ihre Fassungskraft geht. Dadurch wird erklärbar, warum uns die Geschichte die ältesten Zeiten als die wundervollsten bezeichnet, und warum meistens der Aberglaube mit der Rohheit der Völker auf gleicher Linie steht.

Der Abergläubige ist ein sehr jämmerlicher Mensch: was er unternimmt, thut er nicht, weil es gut ist, oder weil es die Pflicht erheischt, sondern weil es schon seine Großmutter für gut fand

so und nicht anders zu thun. Jeder Kreuzweg ist für ihn voll Gespenster; er fürchtet sich vor einem quergelegten Besenstiel mehr, als vor Sünde und Hölle; ein Hase oder eine Aelster setzen ihn in Angst; er sieht in jedem Irrlicht einen bösen Geist, hört in jeder Unke eine Wehklage, und hält jede schwarze Katze für eine Hexe; er nimmt jeden Cometen als einen Unglücksboten an; schreibt jede seltene, mit auffallenden Aeußerungen verbundene Krankheit auf Rechnung eines bösen Geistes, und fährt, wie vom Blitze getroffen, zusammen, wenn am einsamen Orte bei dunkler Nacht ein Bret knarrt. Da es seine Sache nicht ist, zu untersuchen, zu prüfen, nachzudenken, und auf den natürlichen Zusammenhang der Dinge zu achten: so vermag eine Kleinigkeit ihn außer Fassung zu bringen, und sein Herz in Aufruhr zu setzen. Gewohnt von Menschen, oder Dingen, oder Kräften der Natur mehr Gutes zu erwarten, oder mehr Böses zu fürchten, als dazu vernünftige Gründe vorhanden sind, befindet sein Herz sich in beständiger Ebbe und Flut zwischen Hoffnung und Furcht; er kennt das Beseligende anhaltender Seelenruhe nicht: ein fauler Stock, der im Dunkel der Nacht aus der Ferne leuchtet, ein Zündwürmchen neben dem Wege, ein Flämmchen, das in morsichter Gegend aus der Gährung aufsteigender Dünste sich entwickelt, eine ungewöhnliche Gestalt, die matt vom Mondlicht erhellt, ihm unerwartet

gegenüber steht, oder plötzlich entgegen tritt, der dumpfe Ruf eines Uhus, vom kreischenden Gequicke seiner Gattin erwiedert, mit einem Worte, Alles, was das Gepräge des Sonderbaren trägt, bringt ihn mit der Vernunft in Widerspruch, und wird ihm nicht selten Veranlassung zu unausstehlicher Seelenpein, und zu Mißgriffen, und Thorheiten, welche zerstörend auf sein ganzes Lebensglück einwirken. Der Abergläubige ist über alle Vorstellung unbehülflich: er hat kein Vertrauen auf Gott; er entzieht sich seiner väterlichen Leitung; ihm gelten unvernünftige Mittel mehr, als solche, welche ihm die Religion und der weise Rath eines bewährten Freundes anbieten; er glaubt dem Betrüger mehr, als eigener Einsicht, oder wohlgemeinter Zurechtweisung aus dem Munde eines Mannes, der sich vieljährige, theure Erfahrungen sammelte. In Krankheiten und in andern Nöthen weiß sich der schlaue Betrüger seiner Leichtgläubigkeit trefflich zu bedienen, um daraus für sich Gewinn zu ziehen.

Ueber die Schädlichkeit des Aberglaubens ist unter Verständigen nur eine Stimme. Für alle mag hier der unsterbliche Göthe das Wort nehmen: „Mir bleibt, schreibt er, der Aberglaube als das Schädlichste, was bei den Menschen einkehren kann, verhaßt". Er verwandelt die Religion in eine mörderische Glaubenswuth, welche mit Dolch und Fackel das Glück der Brüder verheert. Wer

entsetzt sich nicht über die menschliche Blindheit, wenn er in den heiligen Urkunden liest, daß es zu Moses Zeiten in Aegypten, Kannan rc. Leute gab, welche aus falschem Religionseifer ihre eigenen Kinder den Götzen zu Ehren verbrannt haben. Wer staunt nicht, wenn er sogar noch in den Jahrbüchern neuerer Zeit angebliche Zauberer und Hexen findet, welche gerichtlich verurtheilt, auf flammenden Scheiterhaufen kläglich ihr Leben endeten? Wer wird nicht von Unmuth ergriffen, wenn er an die Gräuel der Vergangenheit denkt, wo noch schonungslos der Aberglaube die Mordfackel schwang? Wer zuckt nicht mitleidig die Achseln über die Mißhandlungen und Kränkungen, die der edle Galilei noch im XVII. Jahrhunderte von Pfaffen und Mönchen erdulden mußte, weil er es wagte, im unermeßlichen Gebiete der Naturlehre weiter und heller, als sie, zu sehen? Wessen Herz empört sich nicht, wenn er den großen Naturforscher vor diesen Geisteszwergen auf den Knien sich vorstellt, die Hand aufs Evangelienbuch gelegt, um der rohesten Unwissenheit gegen innere Ueberzeugung eine angebliche Ketzerei abzubitten, wozu sich bald nachher die ganze gelehrte Welt bekennte, weil ihm noch der einzige Weg offen stand, dem Kerker des heillosen Ketzergerichtes zu entkommen? Wer möchte nicht Blut weinen, wenn er in Bossuets Leichenrede auf den grausamen Kanzler le Tellier die Worte liest: Sie haben, Sire! die

Ketzer vertilgt; dieß ist Ihrer Regierung schönstes Werk! Wer möchte sich der Aufklärung eines Zeitalters rühmen, wo noch Stallketten gesotten werden, um einen entlaufenen Stier herbei zu bannen? —

Es grenzt beinahe an Unmöglichkeit, die Geschichte des Aberglaubens mit historischer Gewißheit bis an seine Wiege zu verfolgen, weil es an den nöthigen Urkunden mangelt, um durch ausgehobene Beweise seiner Erzählung Gewicht und Haltung zu geben; indessen läßt sich die Entstehung des Aberglaubens psychologisch klar nachweisen, wenn man auf die Umstände achtet, unter welchen uns die allgemeine Menschengeschichte die ältesten Völker zeigt. Mangel an Geistesbildung und rohe Unwissenheit waren entschieden die Hauptquellen des Aberglaubens. Je weniger der Mensch die Kräfte der Natur, und ihren Einfluß auf das Wohl und Wehe seines Geschlechtes kennt, und je ungeübter sein Denkvermögen ist, desto mehr ist er geneigt, an sich natürliche Erscheinungen, die sich seine beschränkte Vernunft nicht zu erklären vermag, von der Einwirkung unsichtbarer Wesen unmittelbar abzuleiten. Daher kam's, daß der Wilde, der das Schießpulver und seine Kraft nicht kannte, jene Europäer für höhere Wesen ansah, die durch Feuer und Knall aus großer Entfernung Menschen zu Boden streckten, mit denen sie in keine sichtbare Berührung gekommen waren. Aus dem glei-

chen Grunde sieht noch dermalen der Unwissende manche menschliche Kunst, manche Aeußerung der Naturkräfte, als Zauberwerk an, und staunt über den Mann, der diese Kräfte zu benutzen weiß. Hätten die Aegypter, die Kananiter und Juden die Natur, ihre Kräften, und Erscheinungen besser gekannt, wäre ihr Geist weniger beschränkt gewesen: jene Betrüger und vermeinte Zauberer hätten gewiß ihren Unfug weder so lange, noch so öffentlich unter ihnen treiben können.

Allmählig sind Einzelne, von der Vorsehung reichlicher mit glücklichen Geistesanlagen bedacht, bekannter mit der Natur geworden; der Kunstsinn erwachte bei ihnen, und entwickelte sich vortheilhaft; schärfere Sinne, und glückliche Zufälle leiteten sie auf wohlthätige Entdeckungen von allerlei Eigenschaften und Kräften an Thieren und Pflanzen, Steinen und Mineralien, woraus sie zur Zeit noch Andern ein Geheimniß machten, um durch unbegreifliches Wirken ihre Bewunderuug und unbedingtes Zutrauen in sichern Anspruch zu nehmen. So entfaltete sich nach und nach der Keim einer Philosophie, die einen tiefen, aber räthselhaften Sinn in dem großen Buche der Natur ahndete, das der Mensch vielleicht Jahrtausende lang blos angestaunt hatte. Den Eingeweihten waren alle Dinge der sichtbaren Welt Hieroglyphen dieses geheimnißvollen Buches, ausschließlich nur ihnen lesbar. Dadurch bekamen sie den Schlüssel zum Innern der Natur

allein in die Hand, und mit ihm alle Mittel, sich zum Schein die guten und bösen Dämonen dienstbar zu machen, und die undenkende Menge nach Gutbefinden zu lenken.

Mit dieser Geistesüberlegenheit, mit diesen Kenntnissen hätten sie die Wohlthäter ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt werden können; aber nicht alle waren stark genug, es mit den Zumuthungen des Stolzes und der Eigennützigkeit aufzunehmen. Mehrere bedienten sich ihres höhern Wissens nur, um empor zu kommen, und das Volk in träger Abhängigkeit von ihnen fest zu halten; sie zogen vor, die entehrende Rolle verschmizter Betrüger zu spielen, in deren Händen sich bald der Zauberbecher füllte, aus welchem nachher alle Völker den Aberglauben in vollen Zügen tranken.

Edler dachten die ältesten Gesetzgeber, die sich dazu berufen fühlten, noch sehr rohe, und in einer Art von natürlicher Wildheit lebende Menschenstämme in bürgerliche Gesellschaften zu vereinigen. Da sie den Glauben an Dämonen im Himmel, auf Erden, im Meere und unter der Erde, und vornehmlich den Glauben an väterliche Schutzgötter der Gegend, wo sie wohnten, mit welchen jene Betrüger vertrauten Umgang heuchelten, in den Gemüthern schon vorfanden: so war es ihnen wohl nicht zu verargen, daß sie diesen Umstand zu ihrem großen Vorhaben benuzten. Sie würden sich den Weg zu ihrem Zweck selbst verlegt haben, so sie

es hätten wagen wollen, vorerst den tief gewurzelten Volkswahn zu zerstören. Als Männern hellen Geistes, konnten ihrer Aufmerksamkeit und ihrem Scharfblicke die Gefahren wohl nicht entgehen, die von einem solchen Beginnen unzertrennlich sind. Sie wußten so gut, als Schiller:

Gefährlich ist den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn:
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh' denen, die dem ewig Blinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein.

Sie kannten das menschliche Herz zu genau, um nicht einzusehen, daß die Furcht vor den Göttern unter der Leitung einer klugen Hand, das kräftigste Mittel werden könne, solche rohe Menschen zu bändigen, und an bürgerliche Zucht und Ordnung zu gewöhnen. Sie machten also entweder die Götter selbst zu Urhebern ihrer Gesetze, oder setzten diese wenigstens unter die unmittelbare Garantie derselben. Sie gaben dem Gottesdienste bestimmtere Form, und größere Feierlichkeit; sie stifteten Mysterien, und unterließen überhaupt nichts, sich des Gehorsams gegen die Gesetze zu versichern.

So wurden alle bürgerliche Gesellschaften gewisser Maßen auf die Religion gegründet; sie machte einen Theil der Gesetzgebung, ein wesentliches Stück der Constitution aus; man betrachtete

sie als ein Band des Staats, das nicht zerrissen werden könne, ohne den Staat selbst aufzulösen. Begreiflich wirds dadurch, daß der Aberglaube auf diesem Wege selbst constitutionell wurde, und durch Verjährung geheiligt, durch öffentliche Gesetze gehandhabt, zusehends an Festigkeit gewann, daß es nicht leicht jemand wagen durfte, ihm feindselig entgegen zu treten.

So rohe Menschen, wie man sich dieselbe in der grauen Vorzeit denken muß, waren auch wenig fähig, sich zu höhern und reinern Religionsansichten zu erheben; sie waren noch für würdigere Begriffe der Gottheit, für den tröstlichen Glauben an Vorsehung und Unsterblichkeit, an eine ewig vergeltende Zukunft jenseits des Grabes wenig empfänglich. Sie verlangten sichtbare und handgreifliche Gegenstände ihrer Anbetung. Die Götter bekamen also Bilder, die Bilder Tempel, die Tempel Priester. Diese Letzteren wurden nach und nach aus Dienern Vertraute, aus Vertrauten Günstlinge, aus Günstlingen Organe ihrer Götter, die sich ihnen bald in Träumen, bald durch Stimme und Erscheinungen offenbarten. Das Volk glaubte fest, sie wären von den Göttern selbst in den Geheimnissen der Natur und menschlicher Schicksale unterrichtet. Daher waren die Priester in jenen ältern Zeiten auch die Weisen oder Gelehrten, die Weissager und die Aerzte des Volkes, und sind es noch bei allen Völkern, die

auf der untersten Bildungsstufe stehen. Sie heilten die Krankheiten, die sie als Wirkungen böser Dämonen, oder erzürnter Gottheiten betrachteten, meist durch übernatürliche Mittel, durch magische Formeln, Beräucherungen, Amulete und Talismane. Ihre Arzneikunst war größtentheils ein Zweig ihrer Magie und Theurgie.

Die Neigung zum Wunderbaren, und die Begierde, das Künftige zu wissen, sind die schwächste Seite der menschlichen Natur. Die Priester zogen zu große Vortheile von ihr, als daß sie sich nicht überall, mehr oder weniger, ein Geschäft daraus hätten machen sollen, alle diese einträglichen Felder des Aberglaubens, als ihr eigenes Gebiet, möglichst anzubauen. Immerhin mochte es auch damals, wie noch jetzt, Schwärmer und Einfältige unter ihnen geben, die im Ernst an alle diese Thorheiten glaubten: die Meisten kannten den wahren Gehalt ihrer übernatürlichen Künste, und trugen nicht das mindeste Bedenken, die Schwachen zu betrügen, die so gerne betrogen seyn wollen, und die immer so geneigt sind, nicht nur ihr bischen Vernunft, sondern sogar ihre fünf Sinne knebeln und binden zu lassen, sobald sie etwas Uebernatürliches zu sehen und zu hören hoffen. Die so hoch gepriesene, und falsch gerühmte Weisheit der ägyptischen Priester beruhte recht eigentlich auf vorbenannten Künsten.

Nach einigen Jahrtausenden brach endlich das

Licht wahrer Philosophie unter den Griechen an, und der Aberglaube sank bei dem edlern Theile der Nation nach dem Verhältnisse der steigenden Aufklärung. Allein, da die eingeführte Volksreligion in jeder ihrer Republiken nun einmal einen Theil ihrer Staatsverfassung ausmachte, so mußten die Weisen sich zu sehr in Acht nehmen, mit den Priestern in keine gefährliche Zerwürfnisse zu kommen, als daß diese Letztern nicht immer gewußt hätten, sich im Besitz der einträglichsten Zweige ihres Gewerbes zu erhalten. Nach und nach entstanden unter den Griechen die bekannten philosophischen Sekten und Orden. Einige derselben, namentlich die Pythagoräer, Platoniker und Stoiker, hatten Grundsätze, die sich mit der herrschenden Dämonenlehre sehr gut vertrugen. Die merkwürdige Zeit Alexanders des Großen, worin der größte Theil des damals bekannten Asiens nebst Aegypten griechischen Fürsten unterworfen, und die Sprache, Künste, Wissenschaften, Religion und Sitten der Griechen über alle Provinzen, welche die persische Oberherrschaft erkannt hatten, ausgebreitet wurden, ward durch eine natürliche Folge der Vermischung, die nach und nach zwischen den Griechen und Asiaten, Syrern, Medern, Aegyptern ꝛc. statt finden mußte, auch wegen des Einflusses dieser Vermischung auf die Denkart und den Geist der Zeit wichtig. Die Philosophie der Griechen artete in diesen Ländern nach und nach aus, und verlor sich

endlich in den Sümpfen der morgenländischen Magie. Alexandrien wurde die Schule einer neuen Philosophie, in welcher die ungleichartigsten Begriffe und Meinungen zusammenflossen, um alle möglichen Ausschweifungen und Unternehmungen der Schwärmerei und des Aberglaubens mehr als jemals zu unterstützen.

Als die Römer das herrschende Volk in der Welt wurden, blieb nicht nur in den morgenländischen Theilen des ungeheuern römischen Reichs alles in diesem Stande, sondern die Römer selbst, bei denen die Aufklärung durch die Wissenschaften sehr spät angefangen, und sogar unter den Großen nur auf wenige sich erstreckt hatte, fanden ungemeinen Geschmack an dem morgenländischen Aberglauben. Schon zu Augustus Zeiten finden wir Rom und Italien mit Syrischen und Aegyptischen Landstreichern überschwemmt, die unter dem Namen syrischer oder ägyptischer Priester, Magier, Kaldäer rc. diese Geistesschwäche der Römer sich auf alle mögliche Weise zinsbar zu machen wußten.

So war denn Alles, was die Römer den Erdkreis nannten, mehr oder weniger mit Götter und Feenmärchen und mit dem Glauben an übernatürliche Undinge erfüllt; die ganze Menschenmasse war mit magisch religiösem Wahnwitz und mit den abgeschmackten Ausgeburten des Aberglaubens angesteckt, als Christus in Palästina auftrat, um den Glauben an einen allgemeinen Vater im

Himmel durch seine Lehren, und mehr noch durch sein Beispiel zu predigen, und die ächte Gottesverehrung von allen magischen und theurgischen Alfanzerein gereinigt, auf Redlichkeit des Herzens, auf Liebe zu Gott und den Menschen, und auf Ausübung der Tugend zurückführen.

Wenn man von dem Plane der Vorsehung nach dem Erfolg urtheilen darf, so konnte und sollte ein so großes Werk, als die Zerstörung des Reichs der Dämonen und ihrer Priester, oder mit andern Worten, der Herrschaft des Aberglaubens und der Magie über die menschlichen Gemüther ist, nicht ein Werk weniger Jahre, ja selbst nicht weniger Jahrhunderte seyn. Aber was wir gewiß sagen, und mit der Geschichte der verflossenen achtzehn Jahrhunderte bis zur Ueberzeugung beurkunden können, ist, daß diese große Unternehmung, dieses unendlich wohlthätige Werk der Erlösung von allen Uebeln des Aberglaubens und der Dämonenscheu zwar angefangen, aber gar bald wieder von denen selbst, die sich Christen nannten, gehemmt, und (aufs gelindeste zu reden) durch einen fortdauernden Zusammenfluß nachtheiliger Gegenwirkungen, bis auf diesen Tag, nur hie und da im Kleinen, und auf eine sehr vollständige Weise bewirkt worden ist.

In der That ist es sonderbar genug, wie die Jünger und Anhänger eines Meisters, der die Religion auf die einfachste Vorstellungsart, und

die reinsten Gesinnungen des Herzens eingeschränkt, der in den wenigen Jahren seines öffentlichen Lebens nichts Angelegeneres gehabt hatte, als das Reich der Dämonen zu zerstören, und dafür ein Reich Gottes in den Herzen der Menschen zu begründen — es ist sonderbar, sage ich, und mehr als sonderbar, wie die Jünger und Anhänger eines solchen Meisters, in so kurzer Zeit, sich von seinem Sinne und Geiste, von seinen Grundsätzen und Beispielen so himmelweit entfernen konnten, und in wenigen Jahrhunderten ihm geradezu entgegen zu arbeiten, das Werk, das er angefangen hatte, wieder umzureißen, und das Reich des Aberglaubens und des Fanatismus, welches er zu zerstören gekommen war, unter andern Namen und Decorationen furchtbarer und der Menschheit verderblicher, als es jemals gewesen war, wieder herzustellen, sich's beigehen ließen.

Unsere eigene Zeit ausgenommen, wird man schwerlich in der ganzen Geschichte einen andern Zeitraum finden, wo zugleich neben einem ziemlich hohen Grade von Kultur und Verfeinerung auf der einen Seite, auf der andern mehr Finsterniß in den Köpfen, mehr Schwäche, Leichtglaubigkeit und Hang zu allen Arten von Schwärmerei, mehr Neigung zu geheimen religiösen Verbindungen, Mysterien und Orden, mehr Glauben an unglaubliche Dinge gefunden, kurz, wo es allen Gattungen von religiösen Betrügern und Wundermännern

leichter gemacht worden wäre, mit der Schwäche und Einfalt der Leute ihr Spiel zu treiben, als das erste und zweite Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung.

Die muthigen Kämpfe eines Lucians und Celsus mit diesem Schwindelgeist ihrer Zeit reichten nicht hin, einem Uebel Einhalt zu thun, dessen Wachsthum durch so viele Umstände, und in der Folge besonders durch die neuplatonische Philosophie — die Methode in den Unsinn brachte, auf alle nur ersinnliche Weise befördert wurde.

Auch Christen huldigten dieser schwärmerischen Philosophie, da sie ihnen nicht nur mit ihren eigenen Mysterien sehr gut zusammen zu stimmen, sondern sogar dazu den Schlüssel zu enthalten schien. Als endlich ihre Parthei, nach langen und blutigen Kämpfen mit dem sogenannten Heidenthum, die herrschende im römischen Reiche ward, und ihre Gegner völlig unterdrückt oder ausgerottet hatte: zeigte sich bald genug, wie wenig die Welt dadurch gebessert war. Der Dämonismus des Heidenthums stieg, in einer andern Einkleidung, und unter andern Namen wieder aus seiner Asche hervor. Das Licht der Wissenschaften verschwand nach und nach gänzlich. Mönche traten an die Stelle der schwärmenden Pythagoräer und Platoniker, und bemächtigten sich sogar, nach ihrem Beispiele der magischen und theurgischen Künste, unter dem Vorwande: sie bewirkten durch

die Kraft des wahren Gottes und des Namens Jesu, durch das Zeichen des Kreuzes, durch Reliquien der Märtyrer ꝛc., was die Zauberer und vorgeblichen Theurgen der Heiden durch den Beistand höllischer Geister gewirkt hätten. Die Chroniken und Legenden der vier ersten Jahrhunderte nach Konstantin dem Ersten wimmeln von Teufelsaustreibungen, Todtenerweckungen, Erscheinungen von Engeln, Heiligen, armen Seelen und Teufeln. Alles ist voller Wunder, die oft bis zum Lächerlichen unglaublich und ungereimt sind, und von unzähligen heiligen Anachoreten, Mönchen und Bischöfen verrichtet worden seyn sollen. Die Natur müßte, wenn nur der zwanzigste Theil dieser vorgeblichen Thatsachen wahr wäre, in jenen Zeiten fast alle ihre Rechte verlohren haben, und in eine gänzliche Antinomie und Anarchie verfallen gewesen seyn.

Nothwendiger Weise versank unter solchen Umständen das Volk immer tiefer im Schlamm des Aberglaubens. Die althergebrachten Wahnbegriffe der heidnischen Welt vermischten auf eine unnatürliche Art sich mit den reinen Grundbegriffen des Christenthums, und erzeugten die abgeschmacktesten Ausgeburten einer verdorbenen Phantasie, welche ohne Untersuchung angenommen, und aus begreiflichen Gründen vom Klerus auf alle Weise unterhalten, und zum Theil zu Dogmen- und Glaubenspunkten gestempelt, und mit kräfti-

gen Flüchen gegen alle Unternehmungen der Vernunft verzäunt wurden.

Von jener Zeit an, da die neue Religion die herrschende im ehemaligen römischen Reiche wurde, trat sie nicht nur in alle Rechte der alten ein, und wurde die Religion des Staats, folglich durch Gesetze begünstiget und geschützt, sondern maßte sich noch neue, bisher unerhörte Rechte an. Die alte Staatsreligion hatte alle andere, selbst die christliche geduldet. Die letztere, oder vielmehr der Klerus der christlichen Kirche, behauptete ein ausschließendes Recht, und duldete bald neben sich keine andere mehr. Ja, dabei blieb's nicht einmal; die Glaubenswuth trat in kurzer Zeit über alle Schranken: nicht zufrieden, jeden andern Glauben, jede andere Religionsmeinung, und Vorstellungsart über unbegreifliche Gegenstände für irrig erklärt zu haben, belegte sie auch die Irrenden mit Strafen. Man behandelte die Ueberzeugung als eine Sache, die von unserm Willen abhängt. Wer die Ehrlichkeit hatte, ihren Gründen, wenn sie seinem Verstand nicht zusagten, dasjenige, was er für Wahrheit erkannte, entgegen zu setzen, wurde ohne viel Umstände als ein vorsetzlich Irrender, als ein halsstarriger Ketzer, nicht etwa nur zum ewigen, sondern auch noch zum zeitlichen Feuer verurtheilt. Man kann solche Gräuelscenen in den damaligen Jahrbüchern nicht lesen, ohne von Entsetzen ergriffen zu wer-

den, und den Unmenschen zu fluchen, die mit dem Heiligsten ihre Raserei und Blutdurst rechtfertigten. Unwiderstehlich muß sich da Jedem, dessen Kopf nicht verschoben, und dessen Herz nicht verrenkt ist, inniges Mitleiden über Zeiten aufdringen, in welchem der albernste Aberglaube für Religion galt, und das von Natur sanfte Menschenherz zum Herzen eines Tigers, das nach Blut lächzet, umschuf.

Indem man so den gesunden Menschenverstand in Ketten legte, und ihm jede Ueberzeugung, die nicht ins angenommene System paßte, als Hochverrath am Christenthum hart aufrechnete: entstand in den christlichen Ländern eine neue, zuvor nie erhörte, Gattung von Verbrechen. Der Bosheit und dem Eigennutz wurde ein neuer Zweig von Denunziationen, dem Despotismus der Byzantinischen und Abendländischen Tyrannen eine neue Quelle von Confiscationen, neue Mittel eines jeden, der ihnen verhaßt oder verdächtig war, los zu werden, und dem Klerus ein neuer Weg eröffnet, sich das furchtbarste Ansehen, und einen fast grenzenlosen Einfluß zu verschaffen.

Um jedoch den Schein zu haben, als ob die Dogmen, von deren Glauben nun das zeitliche und ewige Leben der Menschen abhing, auf unwiderleglichen Gründen beruheten, und jede Untersuchung aushielten, erfand man eine subtile Art von Dialektik und Terminologie, bei der es

ausdrücklich darauf angelegt war, den auffallendsten Abgeschmacktheiten einen Schein von Möglichkeit zu geben, Widersprüche in eine Art von Zusammenhang zu bringen, und dem Menschenverstande den Weg zur Wahrheit so mühselig und ungangbar zu machen, daß unter zehntausenden — selbst aus jenen Menschenklassen, deren Stand und Bestimmung im gemeinen Wesen einen hohen Grad von Vernunftfertigkeit erfodert — kaum Einer seyn möchte, der nicht lieber alles, was man wollte, blindlings glauben, als sich auf einem so peinvollen Wege überzeugen lassen wollte.

Im Grunde war es auch mit diesem neugebrochenen Ueberzeugungswege auf bloße Täuschung abgesehen: denn nicht nur war er so beschaffen, daß er bei wirklich denkenden Köpfen, statt der Ueberzeugung, vielmehr Zweifel erregte, und sie wider ihren Willen auf neue, den herrschenden widersprechende Meinungen führte; sondern es war auch schon vorher ausgemacht, daß jede Untersuchung eines Dogma's, die ein anderes Resultat, als dieses Dogma, geben würde, an sich selbst schon irrig, verwerflich und verdammlich, d. i. des elementarischen und höllischen Feuers schuldig sey.

Wehe dem, der sich in diesen armseligen Jahrhunderten seiner Vernunft zur Prüfung dessen, was man ihm zu glauben auferlegte, bedienen, und die Orakelsprüche des Pfaffthumes, das sich

einer willkührlichen und unumschränkten Herrschaft über den Verstand, ja sogar über die Sinne der Menschen bemächtigt hatte, den nothwendigen Naturgesetzen des menschlichen Denkens zu unterwerfen ꝛc. sich unterstehen wollte! — Alle Untersuchung hört auf, wo jeder Zweifel für eine Eingebung des Teufels erklärt wird, die nur mit Beten, Fasten, Abtödtung des Fleisches und gänzlicher Unterbrechung des Denkens bekämpft werden muß, und die Vernunft wird zu einem völlig unbrauchbaren Werkzeuge gemacht, sobald uns ihr freier Gebrauch durch Strafmandate eingeboten wird, oder wohl gar in die dumpfen Kerker der Inquisition, und aus diesen auf einen Scheiterhaufen führt.

Auf diese Art und durch solche Mittel und Anstalten mußte der unsinnigste Aberglaube Haltung bekommen, und seine Wurzeln zu einer Tiefe treiben, daß man sich wohl nicht wundern darf, wenn bisher alle Bemühungen, sie von Grund aus zu zerstören, fruchtlos blieben. Diese Wurzeln haben seit Jahrhunderten Alles umschlungen; der Aberglaube ist recht eigentlich ein Kind der Furcht, der Schwachheit und der Unwissenheit, und Friedrich der Große hatte wohl Recht, als er einst scherzweise behauptete: diese Dreieinigkeit herrsche in gemeinen Seelen eben so allgewaltig, als eine andere in den Schulen der Theologen. Dadurch wird begreiflich, wie es komme, daß bei

aller Fruchtbarkeit unsers Jahrhunderts an Philosophen, die so unerschrocken als eifrig Wahrheiten verbreiten, der Aberglaube doch, wie von jeher, sein Werk forttreibt.

Voltaire stürmte mit einem Muthwillen auf den Aberglauben ein, daß dadurch der guten Sache mehr Schaden als Nutzen zuging. Er kannte das menschliche Herz zu wenig, wenn er auf diesem Wege ans Ziel zu kommen hoffte. Darum schrieb ihm auch sein königlicher Freund: „ich wünsche ihnen Glück zu der guten Meinung, die sie von den Menschen haben. Ich, der ich diese ungefiederte, zweibeinige Geschöpfe vermöge der Pflichten meines Standes genau kenne, sage Ihnen zum voraus, daß weder Sie, noch alle Philosophen der Welt, das menschliche Geschlecht von seinem Aberglauben heilen werden. Dieß ist ein Ingrediens, das die Natur der Composition beigemischt zu haben scheint, woraus unser Geschlecht besteht. Man vereinfache den Glauben noch so sehr: ich wette darauf, daß die Menge in kurzer Zeit einen neuen Aberglauben zur Welt bringen werde.“ Um in Wahrheit den Aberglauben zu vernichten, muß vorerst die Unwissenheit aus der Welt geschaft werden, was eine Aufgabe ist, die man sobald nicht lösen wird. So entfernt indessen das Ziel liegt, so ist doch Annäherung möglich, wenn man es auch nicht ganz zu erreichen vermag; und schon damit wäre viel gewonnen.

Freilich sollten da die Großen der Erde kräftiger die Hand bieten, und wohlthätiger Aufklärung möglichen Vorschub geben; aber leider scheint es bei Vielen Staatsmaxime zu seyn, das Volk nie mündig werden zu lassen, damit es willig am Leitband der Willkühr fortlaufe. Sie bedenken wohl nicht, was einst der freisinnige Pfeffel schrieb:

Stützt die Gewalt sich auf den Aberglauben,
So fällt mit ihm, was nur durch ihn besteht.

Wo mächtig der Aberglaube herrscht, da gebietet Klugheit, Verstellung, die dem Adel des Herzens wehe thut. Man darf nur leise auftreten, wenn man es mit ihm aufnehmen will: in offener Fehde kömmt man gegen ihn selten auf. Gewöhnlich geht dabei das Vertrauen verlohren, ohne welches die gründlichsten Belehrungen am menschlichen Herzen ohne Erfolg abprellen. Das Volk gleicht in dieser Beziehung so recht einem Kinde, das desto stärker die geliebte Puppe an sich zieht, die man ihm gewaltsam nehmen will, und dem nie wieder gut wird, der ein solches Wagestück sich erlaubte.

Die Macht des Aberglaubens ist stärker, als viele sich einbilden. Es ist nicht einzig der Pöbel, der an seinem Triumphwagen zieht; auch Gebildete, sogar Gelehrte, sind von ihm nicht immer frei. Man erzählt von Hobbes, daß er, so unglaubig er auch bei Tage war, des Nachts aus Furcht vor Gespenstern nie allein schlief. Die Vorurtheile

des Kindes wurzeln nicht selten so tief, daß sie sich sogar aufs Greisenalter vererben, und neben täglich steigender Geistesbildung sich behaupten. Es gibt Vorurtheile, nach welchen sich Könige und ganze Nationen richten. Offener Angriff auf etwas, das die Länge der Zeit gleichsam geheiliget hat, ist immer mit großer Gefahr verbunden, und war schon oft Gährungsstoff zu gewaltsamen Ausbrüchen. Je unmerklicher die Streiche sind, die man gegen den Aberglauben führt, desto sicherer treffen sie. Der Eigennutz vertritt da nur allzuoft die Stelle des Rechts, und blinde Gewohnheit den versäumten Gebrauch des Verstandes. Wo man es mit solchen Feinden zu thun hat, reicht man mit Vernunftgründen nicht aus, besonders wenn sie beschämender Art sind. Stille Winke wirken meistens wohlthätiger und schneller, und bereiten fast unmerklich das Einsinken des Wahns vor. Der Mensch huldigt viel lieber einer Wahrheit, wenn ihm das Bewußtseyn schmeichelt, sie aus gegebenen Prämissen selbst gezogen zu haben.

Ohne den Aberglauben mit Namen zu nennen, weil jede Beschuldigung darüber die Eigenliebe kränkt, wird man ihm schon dadurch viel Abtrag thun, wenn man den Prüfungsgeist weckt, und dadurch der menschlichen Leichtgläubigkeit einen Damm setzt. Das Spiel redseliger Betrüger, angeblicher Wunderärzte, Segensprecher, Wahrsager, Geisterbanner rc. wird bald ein Ende haben, wenn

nur erst das Volk auf ihre Künste mißtrauisch gemacht ist. Der Geringste im Volke wird sich geschmeichelt finden, wenn man ihm sagt, es sey Entwürdigung der Menschennatur, andern blindlings aufs Wort zu glauben, und bei Leuten, deren Denk- und Handlungsweise, Absichten und Zwecke man nicht kennt, Rath und Hilfe zu suchen; der vernünftige Mensch müsse nicht sehnsüchtig nach übernatürlichen Mitteln lauschen, wo natürliche hinreichen; was gegen die Vernunft sey, und wo für sich keine haltbaren Gründe angeben lassen, bleibe verwerflicher Wahn, so fromm und voll Zuversicht auch die Miene seyn möge, mit welcher es von Andern erzählt wird; Zaubereien, Wunderkuren, Spuckgeschichten von Gespenstern und Teufeln rc. seyen nicht nur seltener geworden, sondern haben beinahe ganz aufgehört, seitdem der Glaube daran gesunken ist.

Ein Radikalmittel gegen Betrug und Aberglauben ist Ausbildung der Vernunft; wie sich ihr Gesichtskreis erweitert, verengt sich das Gebiet des Aberglaubens. Bekannter mit der Natur und ihren Kräften, lernt er manche Erscheinung, die er vorhin als das Werk eines höhern, oder wohl gar eines bösen Geistes anstaunte, als eine ganz natürliche Wirkung erkennen; sein Glaube an Wunder, an Verbindung mit unsichtbaren Geistern, an Gespenstern, an Wahrsager und Teufelsbanner verschwindet, wie es in seinem Verstand heller wird.

Je vernünftiger der Mensch überhaupt wird, je geübter seine Denkkraft, und je reicher der Vorrath gesammelter Kenntnisse und Erfahrungen: desto weniger Eingang findet der Aberglaube. Mag er sich auch Manches nicht sogleich zu erklären im Stande seyn, mag es hundertmal heißen, die Alten hätten doch auch an Einwirkungen des Teufels, an Zauberer und Hexen, an Gespenster und Unholden geglaubt, es müsse also etwas daran wahr seyn; sogar die Bibel spreche der Schwarzkunst das Wort: das alles verschiebt ihm sein Urtheil nicht. Wo noch seine Vernunft schweigt, da will er lieber die Beschränktheit seines Geistes eingestehen, und von der Pflege der Zeit den Aufschluß abwarten. Das Alter allein ersetzt den Mangel der Gründe nicht. Wer blindlings ihm huldigt, und blos darum etwas verwirft, weil ihm das Gepräge des Alterthums fehlt, wird sich nie über die Gemeinheit erheben, und zeitlebens nie vom Aberglauben frei werden; jede alte Wundersage, jedes Mährchen aus der grauen Vorzeit documentirt, wird seinen Forschungsgeist hemmen ohne welchen der Aberglaube freien Spielraum hat.

Bibel und Geschichte zeigen nur, daß jener Glaube an Schwarzkunst sehr alt, aber durchaus nicht, daß er wahr sey. Allerdings bestand er schon im mosaischen Zeitalter; der große Gesetzgeber erwähnt seiner sehr oft; aber wir wissen zu-

gleich aus seinen eigenen Nachrichten, daß er ihn stets mißbilliget, und ihm mit fester Entschlossenheit entgegen gewirkt habe. Leider mißlang es ihm, den Aberglauben gänzlich auszurotten, und nur bei sehr Wenigen erreichte er seinen Zweck. Die Rohheit des Volkes, dessen Reform er übernahm, trat seinen wohlgemeinten Bemühungen fast überall als ein feindseliger Genius entgegen. Was hätte man auch Besseres von einem Volke erwarten sollen, da selbst unter dessen Königen sich noch lange nachher einige fanden, welche bei sogenannten Schwarzkünstlern Rath und Hilfe suchten? — Wer stutzt nicht darüber, wenn er aus den heiligen Urkunden dieses Volkes erfährt, daß sogar Saul, zum ersten Könige von Israel von Samuel aufgestellt, sich von einem Weibe hintergehen ließ, das beim leichtgläubigen Volke im Rufe einer Wahrsagerin stand? —

Im gleichen Geiste, wie Moses, ließen sich die Propheten in der Folgezeit keine Mühe sauer werden, den Aberglauben in seinen Fundamenten zu untergraben: demungeachtet stand er noch zu den Zeiten Jesu auf furchtbarer Höhe. Man schrieb damals fast alle Uebel der Einwirkung des Teufels zu, und suchte sich dagegen durch Beschwörungsformeln zu sichern. Freilich sahen, durch Jesum und seine Apostel eines Bessern belehrt, Manche ihren Irrthum ein; Viele sogar, welche mit der Schwarzkunst sich abgegeben hatten, trugen ihre Zauber-

bücher zusammen, um sie öffentlich zu verbrennen. Indessen ist es doch bis jetzt der Lehre Jesu nicht gelungen, ganz das Reich des Aberglaubens zu zerstören. Wohl mag da und dort der Glaube an Einwirkungen des Teufels abgenommen haben, und es als ein Zeichen besserer Zeit gelten, daß man keine Hexen mehr verbrennt: allein noch fast überall sind traurige Reste der finstern Burg sichtbar, die sich der Aberglaube zum bleibenden Sitz baute, die schon um ihres Alters willen dem vornehmen und gemeinen Pöbel ehrwürdig sind. Umsonst mag man ihm erweisen, daß das Alter allein ein unstatthafter Grund sey, etwas für wahr anzunehmen, daß das Alter des Aberglaubens weit über das Christenthum hinausreiche, daß er aus der trüben Quelle des Heidenthums fließe: jede Bemühung, dem Aberglauben den Todesstoß zu geben, ist verlohren, wenn nicht vorerst mehr Geistesbildung ins Volk gebracht wird. Der Mensch, zum Selbstdenken zu träge, wird am Boden des Herkommens fortkriechen bei allem Sturmlaufen gegen Vorurtheile, welche ihm durch Länge der Zeit lieb geworden sind; er wird sogar auf den unbescheidenen Reformator ungehalten werden, der ihn aus den Grenzen seiner Gemächlichkeit zudringlich heraus haben will. Erst wenn er zur Mündigekit erwacht ist, mag es angehen, ihm allmählich auf dem Wege der Selbstprüfung und des eigenen Nachdenkens die Hand zu bieten. Die ersten ge-

lungenen Schritte auf diesem Wege werden ihm Muth und Freude machen, unverdrossen darauf fortzurücken, bis ihm unerwartet die Schuppen des Vorurtheils von selbst vom Auge fallen. Angelernte Beweise gegen Aberglauben bleiben so lange unfruchtbar, bis sie durch Selbstdenken in eigene Ueberzeugung aufgenommen werden, was im Geschäfte der Aufklärung meistens übersehen wird.

Eine mächtige Schutzwehr des Aberglaubens ist die heilige Kirche selbst, freilich gegen ihre Bestimmung. Die Gewissenhaftigkeit und die Strenge in den Sitten nahmen bald ab, was man durch Strenge in der Beobachtung andächtiger Gebräuche zu ersetzen suchte. Je mehr sich das kirchliche Ceremonienwesen auf Unkosten der innern Religion erhob, desto entbehrlicher fand man nach und nach die Sittengesetze, welche einst Jesus umsetzte, daß endlich bei der Menge das Christenthum zum hohlen Aberglauben herabsank. Unbekannt mit dem Geist und Wesen der Religion, erklärte man fortan zufällige Nebendinge für die Hauptsache; man hieng an Worten und Formeln, an Ceremonien und Gebräuchen, und schrieb ihnen eine desto größere Kraft und Heiligkeit zu, je weniger sich dabei denken ließ. Die Geistlichen gefielen sich bei einer öffentlichen Gottesverehrung, mit allerlei Gepränge verbrämt; umflossen vom Glanze solchen Gepränges, standen sie vor dem Volke, das gedankenlos gaffte und staunte, als höhere Wesen da, inniger

mit der Gottheit vertraut. Das sprach ihre Eitelkeit an, gegen welche kein Stand sichert, daß sie nur auf Mehrung und Erhöhung dieses Gepränges Bedacht nahmen, und die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit fast ganz verlohren gieng. Der mit jedem Jahrhunderte steigende Glanz der öffentlichen Religionsanstalten wurde fürs Volk das sicherste Zerstreuungsmittel, daß im anhaltenden Schwelgen der Sinne und der Phantasie es dem Geiste beinahe unmöglich ward, zur Besinnung zu kommen. Die natürliche Folge war, daß man von dem Wesen der Religion immer weiter abkam, jenen Gebräuchen übernatürliche Heilkräfte zuschrieb, und vom Mitmachen derselben seine Seligkeit erwartete. Der Nachtheil war um so unvermeidlicher, weil man die eigentliche Bedeutung der vielen Ceremonien in eine Sprache einhüllte, die dem Volke fremd war, und den bestehenden Kirchenanstalten so recht den Schein magischer Handlungen liehe. Erbauung und Ermunterung zur Tugend, was Zweck aller Religion ist, mußten untergehen, wo alles darauf angelegt war, dem Volke unverständlich zu bleiben, und es zum geistlosen Mechanismus hinabzudrücken. Zur Festhaltung des Aberglaubens waren auch von jeher die Kirchenrituale ein sehr wirksames Mittel. Wie Manches enthalten diese noch, was dem Zwecke der Religion zuwider ist? Wer findet nicht die Beschwörung und Exorcismen des Teufels, welche da-

rin häufig vorkommen, zweckwidrig und vernunftempörend? Wer muß nicht das arme Volk von Herzen bemitleiden, das man durch so elende Alfanzereien hinhält, und zu allem Guten mißmuthig macht? — Von der Geburt bis zum Tod führt uns das Rituale den Weg der Furcht vor dem Teufel. Zuerst treibt man ihn aus dem Menschen, dem man die Christenweihe geben will, dann aus dem Wasser und Salz, deren man sich bei der Taufe bedient, als wenn geradezu alles in Gottes Schöpfung verteufelt wäre. Fast bei jeder andern Weihe wird der unumschränkten Macht des Satans das Wort gesprochen, damit ja das Vertrauen auf Gottes weise Weltregierung nicht aufkomme. Gleich unsinnig sind die Beschwörungen der Donnerwetter und des Hagels, die Exorcismen und Segnungen über Speisen und Getränke, über Ställe und Scheunen, über Ochsen und Schweine, über Wohnungen und Schlafgemächer, über Brautringe und Ehebetten rc. in welchen fast immer der Satan die oberste Stelle einnimmt. Wer will's dem armen Volke verargen, wenn ihm die Religion das nicht ist, was sie seyn soll, so lange noch dessen Führer sich nicht entschließen können, ein Buch aus der Hand zu legen, das sich fast nach seinem ganzen Innhalt als eine Niederlage aller Albernheiten aus den finstern Zeiten der Barbarei ankündiget? Wer will ihm zumuthen, daß es den rechten Weg gehe, wenn die Wegweiser selbst blind sind? —

Auch Mönchsorden, welche im Orient sich zuerst aus verfolgten Christen gebildet hatten, und welche dort, ohne Ansprüche, in gemeinschaftlicher Erbauung, ein kümmerliches Leben führten, entarteten in der Folgezeit zu Instituten, welche kräftig die Sache des Aberglaubens führten, besonders seitdem widernatürliche Selbstpeinigung und freiwillige Bettelei für evangelische Tugend galten. Da sie in der römischen Politik ihren Vereinigungspunkt fanden, so verfehlten sie nicht leicht ihren Zweck. Klöster stiften und ausstatten, die Kirche und die Geistlichkeit bereichern rc., ohne solche und ähnliche fromme Thaten gab es nach ihrer Angabe keine Vergebung begangener Sünden, keine Seligkeit. Andächteleien jeder Art kamen durch ihre Verwendung schnell in Aufnahme. Bald hatte ein Rosenkranz in der Hand, ein Skapulier auf der Brust, ein lederner Gürtel um die bloßen Lenden, ein Amulet mit Heiligthümern gefüllt in der Tasche, eine Gebetsformel, Enthaltung von irgend einer Speise rc. mehr Werths, als ein Herz voll Liebe, als Berufstreue, als sanftes Dulden im Leidensdrange, als stilles Hingeben in Gottes heiligen Willen bei unverschuldeter Armuth. Ihre Herrschaft über Meinungen erwuchs in kurzer Zeit zu einer Geistestyrannei, die jede Untersuchung als Hochverrath an Christenthum und Kirche züchtigte. Niemand durfte es wagen, über unternommene Beschränkung des Denkens und Forschens Beschwerde

zu führen, oder über die gezogene Grenze des Wissens hinauszugehen, wenn er nicht sein ganzes Lebensglück aufs Spiel setzen wollte. Das Menschengefühl kömmt in Aufruhr, wenn man von Torquemata, einst ersten Großinquisitor in Spanien, liest, daß er während seiner achtzehnjährigen Verwaltung des furchtbaren Ketzergerichtes 10,220 Menschen lebendig verbrennen lassen, 97,321 Gut's und Ehre beraubt, zu ewigem Gefängniß verurtheilt oder auf immer verbannt, überhaupt 114,400 Familien völlig zu Grunde gerichtet habe. Wo das Reich des Aberglaubens von Männern solchen Geistes und Herzens bewacht ist, wird nicht leicht Jemand einen Angriff wagen.

Ists unter solchen Umständen ein Wunder, daß sich der Aberglaube über alle Schranken des Anstandes wegsetzte? daß das Heiligste um Geld feil wurde? daß man nur darum Ehehindernisse festsetzte, und Abstinenzgebote proclamirte, um den erschöpften Finanzen neue ergiebige Zuflüsse zu verschaffen? Wird man es befremdend finden, wenn man von Guicciardini vernimmt, daß unter Leo X. der Ablaß verpachtet wurde, und daß man selbst zu Rom in Wirthsstuben um Erlaubnißscheine würfelte, die armen Seelen aus dem Fegfeuer zu erlösen?

Wer möchte nicht lieber die entehrenden Fesseln des Aberglaubens abstreifen, nach Geistesfreiheit ringen, und, vertrauend auf Gottes Allmacht

und Weisheit und Güte, von ihm allein sein Heil erwarten? — Was haben wir zu fürchten, wenn Gott für uns ist? — Der Vater im Himmel weiß, was wir bedürfen: seine Vorsehung wacht über uns; was kann uns Leids widerfahren? — Oft liegen die Mittel zu unserm Glück uns viel näher, als wir glauben: was nöthiget uns, zum Aberglauben unsere Zuflucht zu nehmen und bei Betrügern Hilfe zu suchen, da wir an Männern keinen Mangel haben, deren erprobte Kenntnisse und anerkannter guter Wille uns zur Hoffnung sicherer Hilfe berechtigen? Warum nach verborgenen Schätzen graben, wo keine liegen? Warum nach übernatürlichen Mitteln greifen, wo natürliche genügen, und uns zu Gebote stehen? — Aberglaube ist Entehrung der Menschennatur, weil er die Frucht der Unvernunft ist. Der Mensch, der seine Würde fühlt, darf also dem Aberglauben nicht dienstbar seyn, nicht sich den Wilden gleich stellen, deren Gedanken nicht weiter, als die Sinne reichen, und die sogleich höhere Wesen ins Spiel zogen, wenn sie eine Naturerscheinung sich nicht erklären konnten.

---

10. Duldung.

Laß die Neider immer klaffen,
Laß die Frömmler voller Wuth
Bitt're Lästerungen heulen,
Schwarze Galle um sich sprüh'n!
Lache dieser blinden Thoren! —

Fr. II.

Mir ekelt vor dem Mißbrauch, der in unsern Tagen mit den Worten Duldung oder Toleranz, und was noch ärger ist, mit der Sache selbst getrieben wird. Was nennt man dulden? — Menschen werden doch wohl, so lange kein anderes Verhältniß und kein anderer Name sie von den Pflichten der Menschlichkeit loszählen kann, einander auf dem Erdboden dulden wollen? — Wer darf sich unterstehen, das Gegentheil zu lehren, wenn gleich in der Ausübung das Gegentheil leider alle Tage zum Vorschein kömmt? — Toleranz, Duldung setzt voraus, daß der Duldende entschieden recht habe, der Geduldete aber seine Existenz nicht der Gerechtigkeit, sondern dem Mitleiden danken müsse. Liegt nicht im Worte für den Geduldeten eine tiefe Kränkung? — Warum be-

diente man sich nicht lieber des Wortes Verträglichkeit, die auch neben ungleichen Ueberzeugungen statt finden kann und soll, und für keine Parthei entscheidet? — Ist es nicht häßlich, das, was alle Menschen einander als Menschen schuldig sind, — nämlich, einander so zu behandeln, wie jeder von den Andern behandelt zu werden wünscht — mit einem so elenden Worte als Dulden, zu verkleinern, und beinahe auf nichts herabzusetzen? —

Welche mehr als kindische Inconsequenz! — Wir sehen es für eine hohe Pflicht an, in tausend unbedeutenden Dingen gefällig und zuvorkommend zu seyn: und in Angelegenheiten, wo es auf Ueberzeugung, Gewissen, Gemüthsruhe und Rechtschaffenheit ankommt, maßen wir uns ein Recht an, über Andere zu tyrannisiren. Ich kann von einem Jeden fordern, daß er mich auf der Straße meines Weges gehen lasse: und ich soll es für eine Gnade halten, wenn Andere dulden, daß ich von überirdischen Dingen anders, als sie, denke, wähne oder träume, ungeachtet sie selbst um nichts dadurch gebessert sind, ob ich so, oder anders über diese Dinge denke? Man duldet Fehler, Mißbräuche, die man nicht abändern kann; man duldet die Glücksspiele, die Lotterie, die öffentlichen Mädchen, den Mord vor Zeugen, den wir eine Ehrensache nennen; man könnte auch sagen, daß man die geheime Polizei dulden muß:

wie kann aber dasselbe Wort dem Glauben gelten? Ist nicht Denkfreiheit ein ursprüngliches, durch kein geselliges Verhältniß der Menschen verliehrbares, Recht der Menschheit? Kann Jemand befugt seyn, mir feindselig gegenüber zu treten, wenn ich in Ansehung des Glaubens oder Urtheils über das Wahre, Gute und Schöne meiner eigenen Ueberzeugung folge? — Meine Gedanken gehören mir an; das Gebiet meines Gewissens untersteht keinen Hoheitsbefehlen. Da kein Mensch, wie er immer heiße, Gewalt über meine Ueberzeugungen hat: so bin ich der unumschränkte und unabhängige Herr meines Glaubens. Aus dieser Herrschaft entspringt das Recht, für denjenigen Cultus mich zu erklären, den ich für den besten halte, und Niemand hat ein Recht, mich daran zu hindern, wenn ich übrigens meine Pflichten als Mensch und Bürge erfülle. Wer einem Andern, sagt Thomas Paine, das Recht an seine Meinung streitig machen will, macht sich selbst zum Sklaven seiner gegenwärtigen Meinung, weil er sich das Befugniß abspricht, sie zu ändern.

Ist Liebe im Menschen, so wird er gerne alle Meinungen verzeihen, die von seinen eigenen Ueberzeugungen abweichen. Erfüllt von der Religion Jesu wird ihm alles Religiöse ein Heiligthum seyn, wenn es auch andere Gestalt und Farbe und Uebung hat, als seine Kirche vorschreibt. Ihm ist diejenige ReligionspartHei die wahrhaft

christliche, welche am meisten zur Liebe Gottes und Jesu, zur Liebe des Mitmenschen, selbst zur Liebe des Feindes begeistert, aber gegen die Gottheiten der Erde: Reichthum, Ehre, Wohlleben, und alles, was an sich vergänglich ist, gleichgültiger macht. Wer liebt, würft sich nicht unberufen zum Wahrheitsprediger auf und hütet sich den Glauben eines Andern durch Zweifel zu erschüttern. Sein Grundsatz ist: jeder Mensch sey nur in seinem Glauben selig, und Jeder nur seines eigenen Glaubens fähig: wer ein Leben nach Jesu Sinn führe, sey dessen Jünger, und Gott werde einst weniger die Irrthümer des Verstandes, als die Verirrungen des Herzens anrechnen. Er ehrt die Ueberzeugungen der Menschen, auch wenn sie irrig sind, duldet gelassen ihren Widerspruch, und ist nie hart gegen Andere, weil sie nicht mit ihm die gleichen Ansichten theilen. Sein Religionseifer ist nicht zudringlich: wer für Rechtglaubigkeit mit Hitze kämpft, verfehlt meistens den Weg der Wahrheit.

Verfolgungssüchtige Zeloten sind] gewöhnlich beschränkte Köpfe; sie gleichen, nach Jean Pauls witziger Bemerkung, den im Thale Wohnenden, die sogleich über verfehlten Weg schreien, weil sie nur einen kennen, indessen Andere, welche auf dem Berge stehen, und eine freie Aussicht haben, sehen, daß mehrere Wege ans gleiche Ziel führen. Von jeher haben die steifen Orthodoxen, die als Natura-

listen und Deisten Jeden verschreien, der ihnen ihre Dogmen lassen, aber sie nicht annehmen will, dem christlichen Glauben am meisten geschadet. Gewöhnlich machen sie es wie die Holzwürmer: sie käuen und zerbohren die liebe Orthodoxie so sehr, daß sie endlich, wie ein morscher durchfressener Balken aus einander fallen muß. Wer der Sache des Evangeliums gewogen ist, der sey dafür wirksam in liebender Eintracht. Nur wenn der Krieg der Meinungen ohne Bitterkeit geführt wird, geht daraus der Friede der Ueberzeugung hervor. Es ist ein Erfahrungssatz: Unwissende waren zu allen Zeiten die größten Schreier. Ihr Sinnbild ist ein leeres Faß. Sie haben viel Aehnliches mit Kranken, die oft verdrüßlich werden, daß sich Andere wohlbefinden. Manche theologische Meinungen sind nichts weiter als Ideen, die wahr oder falsch seyn können, ohne daß die Moral dabei interessirt ist; man sollte also doch endlich zur Ueberzeugung gekommen seyn, daß es wenig fromme, wenn man sich ihrer wegen die Hälse bricht. Wenig Wissenschaft und viel Muse sind die ergiebigste Quelle liebloser Verketzerungen. Der Schwachkopf erklärt gern für Irrthum, was ausser dem Kreise seiner Fassungskraft liegt, und hat so recht seine Freude daran, durch wildes Toben über Glaubensverfall die Beschränktheit seines Geistes zu maskiren.

Falscher Religionseifer, der verfolgungssüchtig ist, und vermeinten Irrthum gern im Blute ersäu-

fen möchte, ist die größte Narrheit jeglichen Landes. Das Sonderbare dabei ist, daß, wenn dieser Schwindelgeist sich einmal einer Gesellschaft bemächtigt hat, es Niemanden erlaubt ist, neutral zu bleiben. Man verlangt, daß Jedermann dem Panier des Fanatismus folge. Man kann von solchen Eiferern recht eigentlich mit Musäus sagen:

Wir glauben All' an einen Gott,
Und schlagen uns um Gottes willen
Einander lendenlahm und todt,
Um unsere Pflichten zu erfüllen.

Leute von Ketzereifer erglüht, treiben so recht heiliges Banditen-Gewerb, und stehen überall auf der Lauer, unerbittlich alles mit der Keule der Orthodoxie zu zerschmettern, was ihnen nicht weichen will. Das Selbstprüfen ist ihnen gar sehr zuwider; mit dem Schilde des blinden Glaubens bedeckt, fallen sie unbarmherzig über Jeden her, der nicht an sie nachgiebig und demüthig sich anschließen will. Die Schaafe beriechen jedes Gräschen, ehe sie es kosten: nach ihrer Forderung sollen Christen dummer, als Schaafe, seyn. Sie denken wohl nicht daran, daß, wäre jede Prüfung und jede Aenderung der Meinungen strafbar, wir Deutsche wohl nie vom Dienste des Odin zum Christenthum hätten übergehen sollen. Vor den Nachstellungen solcher Leute ist kein Freisinniger sicher. Wer zu mir sagt denke wie ich, oder Gott wird dich verdammen; be dem wird es bald auch heißen: denke wie ich, oder

ich werde dir den Dolch aufs Herz setzen. Wer einmal als Verworfener in Gottes Augen gilt, gegen den wird man sich bald das Härteste erlauben. Der Beweis geht durch die Geschichte.

Es ist entehrend für Menschen, daß sie vermeinter Rechtglaubigkeit so oft die Liebe opfern!

O möchten sie sich doch belehren lassen,
Daß die Verdammungssucht die größte Ketzerei,
Und daß den Irrenden zu Gottes Ehre hassen,
Die frechste Gottesschändung sey! —

Pfeffel.

Christen sollten nie vergessen, der Seele fehle der schönste Schmuck, wenn Liebe ihr mangelt, und einzig durch Liebe nehme ihre Religion jenen erhabenen Charakter an, der dem Menschen Würde giebt. Mag der Bekenner der christlichen Lehre noch so viel und fest glauben: ohne Liebe ist er im Reiche Gottes ohne Anspruch. Gottes Lohn ist nur dem Glauben verheißen, der durch Liebe wirksam ist. Gute Seelen, sagt derselbe Dichter,

Schließt eines Gottes Himmel ein,
Ihr Pilgerrock, den sie nicht wählen,
Mag glatt nun, oder zottig seyn.

Man sage ja nicht, daß das den Indifferentismus predigen heiße. Nein, wer Gott anbetet, und den Menschen Gutes thut, ist kein Indifferentist. Dieser Vorwurf trift eher den Abergläubigen, der desto indifferenter gegen die wahren Pflichten der

Menschheit wird, je mehr sich der Kreis seiner ungereimten Meinungen erweitert.

Was der Christ glauben muß, läßt sich auf Weniges zurückführen. Hauptsache ist das Rechtthun im Sinne und Geist Jesu. Man könnte fast die ganze Polemik vertilgen, ohne sonderlichen Nachtheil für Christenthum und Vernunft. Eben von den bunten Schulmeinungen, und jenen groben Decreten so mancher Hof- und Räuberconcilien sollte man wegsehen, und sie sämmtlich vergessen, um nun wieder zu einem reinen ersten Anblick der christlichen Urschriften, und zu ihrer offenen, einfachen Auslegung gelangen zu können. Dogmen, welche den Willen zum Guten nicht stärken, taugen nichts, und sind auf jeden Fall nicht christlich. Leider hat die Dogmatik zu allen Zeiten das Unglück gehabt, daß in sie viele ungegohrne Materie eingeknätet wurde, welche zwar ihre Masse vergrößert, aber ihren Genuß erschwert hat. Sie hätte nie Hauptwissenschaft des Theologen werden sollen. Da sie ins Gebiet der Geschichte gehört, so kann sie nur Werth haben als Zeuginn vor der Nachwelt von den Verirrungen des menschlichen Verstandes. Dogmatik, wie sie meistens noch in Schulen besteht, ist ein unterschobenes Kind der Offenbarung, dem jeder, der diese Mutter kennt, seine Fremdheit ansieht; so lang sie im Gebiete der Religion das Scepter führt, wird's nie an Glaubensfehden fehlen, die von jeher so oft die Erde mit Blut ge-

düngt, mit Mord und Todschlag erfüllt haben. Man sollte nicht länger im Garten Gottes so viele Raupen dulden, wo nur Nachtigallen singen sollten. Statt des traurigen Wustes, womit man bis dahin die Köpfe der dem Kirchendienste gewidmeten Jünglingen anfüllte, gebe man ihnen viel lieber Mittel an die Hand, sich die zur würdigen Amtsführung unentbehrlichen Kenntnisse zu erwerben: und bald werden die verderblichen Religionszwiste zu Ende seyn. Höchstens wird dann noch da und dort ein Mann, der bei einem einmal angenommenen System grau geworden, grollend seine Stimme erheben. An seine Denkweise gewöhnt, und zu gemächlich, um erst im hinsinkenden Alter in neue Ansichten einzugehen, hat er keinen angelegenern Wunsch, als daß alle Andere sich seiner Denkweise fügen. Nachdem er so lange Andere gelehrt hat, will er nicht gerne in einem Alter von 50 — 60 Jahren wieder Schüler werden, und sich der vermeinten Schande Preis geben, noch zu lernen. Er findet es kürzer, ein neues System zu verschreien, als zu erforschen.

Es hat mit den Religionszänkereien ein eigenes Bewandniß: je unerheblicher der Gegenstand ist, mit desto mehr Erbitterung werden sie geführt. Schon oft, sagt Matthisson, sind mir dabei die Sekten des Omar und Ali eingefallen, deren eine die Abwaschung vom Ellenbogen, die andere aber von den Fingerspitzen anfängt. Wer die Gottheit,

Vorsehung und Unsterblichkeit wegläugnet und aller Sittlichkeit Hohn spricht, hat einen ohne Vergleich leichtern Kampf mit den Zionswächtern zu bestehen, als wer es wagt, die Befugnisse der Hierarchen nach dem Kirchenzweck zu ermessen, oder es unschicklich findet, mit dem Volke in einer fremden Sprache zu beten. So lange es in der christlichen Kirche nicht anders wird, dürfte es noch immer schwer halten, den erforderlichen Schwerpunkt zu finden, damit die gährende Masse sich setzte.

Wir fehlen Alle, nur Jeder anders. Wer bei Menschen auf Einheit der Ueberzeugung dringt, fordert das Unmögliche, und vergißt, daß sie Menschen sind. Abweichende Meinungen sind die natürliche Frucht unserer Geistesbeschränktheit. Jeder urtheilt nach seiner Fassungskraft, die nicht bei Allen gleich ist. Daher kam's, daß sogar die Apostel nicht immer einig unter einander waren. Die gleichen Sätze wurden in der christlichen Kirche bald bestritten, bald vertheidiget. Es gab eine Zeit, wo selbst die römische Kirche arianisch war. Man stritt über Prädestination; man schlug sich für und wider den heiligen Geist ꝛc. Das bloße Namensverzeichniß jener mehr oder weniger vom dermaligen kirchlichen Lehrbegriffe abweichenden Meinungen würde ein Buch füllen.

Aus der Conciliengeschichte ergibt sich, daß sie von jeher wenig geeignet waren, Einheit in die

Ueberzeugung zu bringen. Kirchliche Partheien und verschiedene Glaubensgenossenschaft hat es von jeher unter den Bekennern Jesu gegeben, und wird es ohne Zweifel auch immerdar geben. Sie entstanden frühzeitig, und konnten nicht ausbleiben. Denn die Menschen befanden sich auf zu verschiedenen höhern und tiefern Standpunkten, um von einer Sache vollkommen gleiche Ansichten zu haben. Jesus sprach seine Lehren meistens rein aus; doch hüllte er sie oft in bildliche Vorstellungen, in mancherlei Gleichnisse ein, um übersinnliche Begriffe einem sinnlich denkenden Volke faßlicher zu machen. Wenn nun in spätern Zeiten fromme Bibelleser die Redensarten Jesu falsch verstanden, wenn sie für Wahrheit hielten, was blos Einkleidung seyn sollte: wie natürlich war es, daß sich über dieselbe Sache die Meinungen theilten? aber zugleich wie unnatürlich, daß in der Verschiedenheit der Meinungen und Ansichten die Liebe untergieng? — Verräth es nicht große Rohheit, wenn Menschen, die sich alle zur Religion der Liebe bekennen, die alle zum gleichen Vater im Himmel beten, sich tadeln, und hassen, und verfolgen, weil sie einander nicht gleichstehen, nicht zur gleichen Ansicht sich erheben können? — So wenig auf Erden jemals einerlei Sprache, einerlei Kleidung und einerlei Lebensart möglich ist, so wenig, und weniger noch, wird jemals auf Erden einerlei Kirchenparthei statt finden, auch wenn sich

einst alle Knie im Namen Jesu beugen werden. Verschiedenheit der Meinungen ist so natürlich, als Verschiedenheit der Geisteskräfte, der Gelegenheit zu ihrer Entwickelung, und des Temperaments. Wer das Wesen der Religion rein auffaßt, wird bei aller Verschiedenheit der Meinungen gegen Jedermann sein Herz den sanften Empfindungen des Wohlwollens öffnen. Wo Glaube und Liebe den Brennpunkt bilden, um den sich das religiöse Leben in fester Bahn bewegt, da droht so leicht der brüderlichen Eintracht keine Gefahr. Man sollte nie vergessen, daß nicht das Glaubensbekenntniß, nicht Taufe, nicht Kirche zum Christen mache, sondern das Christenthum im Herzen, und das Christenthum in der gottgefälligen, wohlwollenden, liebreichen That.

Nur Narren und böse Leute sind von Natur intolerant. Jene können nicht leiden, daß man anders denke, als sie; diese möchten, wo möglich, die ganze Welt nöthigen, sich ihren Launen zu fügen. Hätten diese zwei Gattungen von Menschen immer den Meister auf dem Erdboden gespielt, längstens wäre er zur ungeheuern Wildniß geworden. Zum unverkennbaren Glücke wird die Welt im Ganzen von den Klügern und Bessern regiert, und der Weise duldet die Thoren, weil er weise, die Schwachen, weil er stark, die Bösen, weil er gut ist. Wo das Recht zu prüfen gilt, ist Unduldsamkeit die größte Inconsequenz. Wer unbe-

fangenes Recht im Denken und Forschen anspricht, muß dasselbe Recht in jedem Andern ehren. Diese Behauptung hat besonders im Gebiete der Religion ihre Anwendung. Man sollte indessen eben so wenig sagen, daß man den Glauben duldet, als man sagen darf, daß man die persönliche Freiheit und andere Rechte des Bürgers duldet. Für unveräußerliches Befugniß ist das Wort entehrend. Man soll eigentlich fremde Ueberzeugung nicht dulden, sondern achten und ehren, auch wenn man sie nicht zu der seinigen machen kann; man soll am Andern auch, was abgeschmackt scheint, nicht leichtsinnig herabwürdigen, so lange es ihm Mittel zu höhern Zwecken ist. Die Gewissensfreiheit zu achten, ist eine Pflicht jeder Regierung, und diese bezeugt keine Herablassung, keine Gnade, keine Duldung, indem sie ihre Pflicht erfüllt.

Bittre Glaubensfehden, entzweiende Meinungskämpfe, Grollen gegen Andersdenkende sind mit dem heutigen Zustand der Gesellschaft, mit ihrer Aufklärung und dem Charakter der neuen Staatseinrichtungen unverträglich. Nach dem gleichen Schutz, unter dem jede Religionsform steht, hätte der Rabbine das Recht gegen die Christen zu predigen, wenn man dem christlichen Prediger gestattet, gegen das Judenthum ein Geschrei zu erheben. Greift der katholische Priester den protestantischen Religionslehrer an, so darf dieser ein Gleiches. So wäre es aber um den innern Frieden gesche-

hen. Durch Spott, Lästerung, Verfolgung, Verbannung, Kerker, Tortur, Galgen und Rad, und Vertilgungskriege können wohl zuweilen freisinnige Wahrheitsforscher verschüchtert und zum Schweigen gebracht, Kirchenpartheien, die mit der herrschenden nicht eines Sinnes sind, können niedergehalten und in die Enge getrieben, das Umsetzen gewisser Lehren, die dem bestehenden Systeme nicht zusagen, kann erschwert werden; aber die Religion selbst kann dadurch unmöglich gewinnen; sie muß im Gegentheil verliehren, wo sie unter der Vormundschaft rasender Fanatiker steht; sie muß zum Aberglauben entarten, wo man aus der Theologie eine Werkstatt der Zwietracht, und aus der Kanzel eine Marktschreierbude macht. Der Geist, welcher im Evangelium athmet, ist nicht unterdrückend, ausschließend und unverträglich; was müßte man von einer Kirche denken, wenn ein ganz entgegengesetzter Geist sie beseelte, und wenn sie mit Gewalt das Bekehrungswerk triebe? Sie möchte sich sehr irren, wenn sie wähnte, den Scepter der öffentlichen Meinung dermalen eben so leicht zu zerbrechen, als sie einst so manchen andern zerbrochen hat.

Wohin Beschränkung der Denkfreiheit, Gewissenszwang, Geistesdruck führen, ergiebt sich aus der Geschichte jener Reiche und Länder, wo es zur Regenten-Maxime gehört, auch über Glauben zu gebieten, den Geist durch Polizeigesetze auf die

Schranken des Herkommens einzubannen, und Andersdenkende unerbittlich durch Schwerdt und Feuer zu vertilgen. Es steht mit der Wahrheit schlecht, die nicht mit ihrem eigenen Licht leuchtet, und der Flamme des Scheiterhaufens bedarf, damit es in dem Verstande der Menschen helle werde. Keine Verwirrung war je größer und schädlicher, als der Glaube, Urtheile, Gesinnungen und Ueberzeugungen befehlen zu können. Auf diesem Irrthum beruhten jene blutigen Religionsverfolgungen, in welchen Millionen Menschen ihren Tod fanden, weil sie sich einen Glauben nicht wollten aufzwingen lassen, dem die innere Ueberzeugung fehlte. Nur Tyrannen, wie Philipp II., nur Tyrannenknechte, wie die Alba's, nur Inquisitionsgerichte, wie die zu Toledo und Madrid rc., nur Großmeister dieses Blutgerichtes, wie die Torquemada, konnten auf den Einfall kommen, auch das Geisterreich ihrer Allgewalt unterwerfen zu wollen. Jene bedachten wohl nicht, daß es leichter sey, hunderttausend Menschen in die Schlacht zu führen, als den Verstand Eines Ueberzeugten zu zwingen; und diesen mochte wohl nicht einfallen, daß Ueberzeugungen keinem Gerichte unterstehen.

Nichts empörte den denkenden Menschen von jeher mehr, als Geistesdruck. Aufrecht, nach dem Licht der Sterne hinsehend, ist der Mensch geschaffen, daß er wahr sey, und das Wahre erstrebe. Sein Herz muß in Aufruhr kommen, so Jemand

es wagt, den natürlichen Gang seines Geistes zu hemmen. Das veranlaßte den unvergeßlichen Johann von Müller zu sagen: „ich verabscheue alles, was mir Fesseln anlegen will. Alles Große erstickt unter einer Formula concordiæ, und einem Symbolum: Quicunqu. etc."

Das erste Recht, das der Mensch hat, ist das Recht des Eigenthums, das Recht des Erwerbs; und der schrecklichste Druck ists, den Erwerb des Geistes, und dadurch die Verbesserung hindern. Erwerb des Geistes ist Wahrheit; sie ist seine Nahrung, sein Eigenthum. Unter allen Wahrheiten die heiligste ist die Wahrheit der Religion. Wer dürfte es, ohne die größte Ungerechtigkeit zu begehen, sich anmaßen, auf dem Wege zu ihr dem Wanderer den Fuß zu lähmen, oder ihn durch irgend eine Barriere zum frühzeitigen Stillstand zu bringen? — Ferne sey es also, daß wir irgend Jemanden ein Zwangsrecht über unsere Einsichten, ein Bewegungsrecht unserer freien Untersuchungen, oder ein Strafrecht, wenn wir auf Abwege des Irrthums gerathen, zugestehen sollten! — Wo vom Glauben die Rede ist, da gilt kein Gebot. Der Geist der Wahrheit, der in Sachen des Verstandes keine andere Entscheidung, als nach Gründen, in Angelegenheiten des Gewissens nur den Kanon seiner reinern Einsichten annimmt, und nach der Ueberzeugung handelt,

daß jeder für sich selbst Gott Rechenschaft geben müße, und daß am Tage der Verantwortung, über den Gebrauch unserer Kräfte zur Veredlung durch Wahrheit und Güte, weder Kirche noch Staat für uns einstehen werden, dieser freie Geist der Wahrheit fühlt tief sich gekränkt durch jede Beschränkung des Denkens, durch jedes Verbot, über die alte Grenze des Wissens hinaus zu gehen, und durch jeden Widerstand, womit man ihm das Vorwärtskommen im Reiche Gottes unmöglich machen will.

Alles läßt sich erzwingen, nur nicht Ueberzeugung, alles gebieten, nur kein Glaube. Wo Vernunft und Gewissen allein das Entscheidungsrecht haben, da kann die Gewalt höchstens Heuchler machen; bemerkte richtig der fromme Fenelon. Der Irrende, den man durch Zwangsmittel zum Glauben treiben will, wird sich entweder hinter die Maske der Verstellung stecken — und im Innern gar nichts glauben, oder in seiner Behandlung einen Beweiß von der Unwiderleglichkeit seiner Meinungen sehen, und nur desto geschäftiger in seiner Proselytensucht werden. Die Vorliebe zu eigenen Meinungen wird durch Widerspruch und Widerstand stärker. Auch bestätiget es die Geschichte, daß die unklugen Regenten durch Zwangsmittel gegen Irrende wider ihre eigene Absicht ins Feld gezogen, und denen von ihnen gehaßten Meinungen nur noch die alles besiegende, und alles

für sich gewinnende Macht und Kraft der Schwärmerei zur Stütze gaben. Die Rechthaberei wich der Gewaltthätigkeit noch nie, sondern wurde oft schon dadurch zur fanatischen Wuth gesteigert, welche um so hartnäckiger wurde, weil ihr die Hoffnung werdender Martyrpalme zur Seite gieng.

Zu allen Zeiten war Glaubenszwietracht verderblich, und neben ihr konnte kein Völkerglück blühen, weil sie den Gemeingeist an der Wurzel tödtet, was der selige Haller mit nachstehenden Versen schöner sagt:

Wo Glaubenszwietracht herrscht, stehn Brüder gegen Brüder.
Ein angenommener Satz, den nichts als Glauben stützt,
Wird bald von einem Theil sogar mit Blut beschützt.
Die Alten schrien schon, entbrannt mit heil'gen Flammen,
Der ist des Todes werth, der ehrt, was wir verdammen:
Die Nachwelt, angesteckt mit ihrer Ahnen Wuth,
Pflanzt Glauben mit dem Schwerdt, und dünget sie mit Blut.
Hat nicht die alte Welt, nur weil sie anders glaubte,
Die neue wüst gemacht? Wie manchem hohen Haupte
Hat eines Heil'gen Arm den Stahl ins Herz gedrückt,
Den itzt ein Volk verehrt, und auf Altären schmückt? —
Ein mißgebrauchter Fürst taucht seine Siegesfahnen
In Kessel voll von Blut getreuer Unterthanen,
Die nicht geglaubt, was er, und gern zum Tode gehn,
Für einen Wörterstreit, wovon sie nichts verstehn.

Wer wird nicht ungehalten bei der Erinnerung, daß die verschiedenen Kirchenpartheien, die so eben den heidnischen Verfolgungen entkommen waren, und kaum frei zu athmen anfingen, wie wilde Thiere übereinander hergefallen sind, und im Kampfe für die Oberhand sich alle Arten von Gewaltthaten erlaubt haben? Wer entsetzt sich nicht über die Blutströme, welche sich im dreißigjährigen Kriege über das deutsche Vaterland nach allen Richtungen ergossen haben, weil im Kampfe der Meinungen keine Parthei der andern nachgeben, jede die andere mit Gewalt zu sich hinüber ziehen wollte? Wer wird nicht von Unmuth ergriffen, wenn er in der französischen Geschichte liest, wie schwache Könige, um Maitressen und Günstlingen gefällig zu seyn, der Religionsverfolgung freies Spiel ließen; wenn seine Blicke auf die abscheulichsten Grausamkeiten fallen, die vom Bürgerkriege unzertrennlich sind, dem der Hof durch mildere Behandlung der Hugonotten hätte vorkommen können; wenn er in und nach der unglücklichen Bartholomäusnacht auf königlichen Befehl in der Hauptstadt und im ganzen Reiche über 30,000 Menschen durch Meuchelmord hinopfern sieht, die kein anderes Verbrechen auf sich hatten, als Widersetzlichkeit gegen Lehren, denen die innere Ueberzeugung mangelte; wenn die Geschichte ihm sagt, daß auf erhaltene Nachricht dieser schrecklichen Ereignisse zu Rom die Kanonen gelöset, vom heiligen Vater zum

Dank ein Jubeljahr ausgeschrieben, und Processionen nach der Ludwigskirche angeordnet worden seyen? — Wie leicht wird der Mensch am Heiligsten irre, das vor der Leidenschaft so schändlich mißbraucht wird? — Wie kann er eine Religion liebgewinnen, die man ihm mit Verläugnung aller Liebe aufdringen will? — Man betritt verkehrte Wege, wenn man die Religion der Liebe durch Verfolgung in Aufnahme zu bringen versucht.

Man sollte es nicht glauben, wenn es nicht die Geschichte verbürgte, daß Unduldsamkeit erst in der christlichen Kirche sich ansiedelte. Unter den heidnischen Griechen und Römern war Religionszwang unbekannt: keine Religion, die nicht den Staat angriff, wurde verfolgt. Der Tod des Sokrates ist das einzige Beispiel aus damaliger Zeit, daß ein Mensch wegen seinen Meinungen zum Tode verurtheilt wurde. Aber das Volk von Athen bereute bald nachher seine That; die hämischen Ankläger des Weisen wurden nach Verdienst bestraft, und sein Andenken blieb in Ehren. Die Juden, damals die einzigen, welche vom herrschenden Götzendienst abwichen, wohnten überall sicher und friedlich neben den Heiden, so lange sie sich willig und ohne böswillige Umtriebe den bestehenden Landesgesetzen, und der herkömmlichen bürgerlichen Ordnung fügten. Die Geschichte erwähnt nur seltener Ausnahmen. So blieb es noch lange nach Einführung des Christenthums: Juden und Christen

konnten allenthalben frei ihrer Ueberzeugung leben; und nur erst, als es den Feinden der letztern gelang, ihre Bürgertreue zu verdächtigen, und sie des Beginnens zu beschuldigen, mit Untergrabung der Landesreligion zugleich die wohlhergebrachte Landesverfassung umzuwerfen: traten jene grausamen Verfolgungen ins Leben ein, welche Jahrhunderte lang die Erde mit dem unschuldigen Blute erschlagener Christen färbten.

Da der wahre Christ verträglich ist, und gerne Andern gestattet, was er für sich verlangt; hätte das Verfolgen in der christlichen Kirche nie Sitte werden sollen. Die milde sanfte Lehre Jesu ist nicht dazu gemacht, die Gemüther der Menschen zu unnachgiebiger Wuth gegen Andersdenkende zu entflammen; ihre Bekenner, berufen, einer des andern Füße zu waschen, sollen nicht Andern den Fuß auf den Nacken setzen, welche mit ihnen nicht die gleiche Ueberzeugung theilen 2c. Das Christenthum will nicht aufgedrungen, sondern gekannt, mit stiller redlicher Prüfung unpartheiisch beurtheilt seyn; es verlangt einen festgesetzten, ernsten, vertraulichen Umgang, wenn es die Seele mit dem hohen Gefühl seiner Göttlichkeit begeisternd erfüllen, wenn es die befestigte Ueberzeugung seines Werthes im Herzen zurücklassen soll. Andere, sagt ein großer Weiser neuerer Zeit, sind zu ihrem Glauben so gut berechtigt, als ich zu dem meinigen. Es ist zur Glückselig-

keit des Menschen unbedingt nothwendig, daß er gegen seine eigenen Gedanken und Gesinnungen Treue und Glauben beweise. Der Unglaube besteht nicht darin, daß man dieses oder jenes für wahr halte, oder nicht für wahr annehme; er besteht vielmehr im Widerspruche des Thuns mit dem Bekenntnisse, oder mit dem, was man zu glauben vorgibt.

Hätte man das immer beherziget; nie wäre Christen, nachdem ihre Religion die herrschende geworden ist, zu Sinne gekommen, an den Heiden das Vergeltungsrecht zu üben, oder über Glaubenszwiste einander selbst zu mißhandeln, und gleichsam mit Feuer und Schwerdt die gleiche Ansicht einzuätzen; blutige Religionskriege, die Jahrhunderte lang Länder und Völker in Furcht und Schrecken setzten, und in welchen so manches blühende Reich untergieng, wären unerhört geblieben, und die christliche Liebe wäre nicht so oft der angeblichen Rechtglaubigkeit, deren jede Parthei sich rühmte, zum Opfer gebracht worden. Man kann nicht ohne Unmuth so manche große Ruine ansehen, welche von damaliger Erbitterung zeugt, womit einst die Religionskriege geführt wurden! Es ist traurig, um Dinge zu hadern, die dem menschlichen Verstande zum Theil ewig verborgen sind, und zum Theil nichts zur Vervollkommnung unsers Geistes und zu seiner endlichen Beseligung beitragen können. Jesum lieb haben, sagte schon Pau-

lus, ist besser, denn alles Wissen. Welchen Werth kann in der That der Glaube haben, wenn aus ihm nicht Liebe hervorgeht? Selbst die Heiden spotteten daher öffentlich über die Zwistigkeiten der Christen, und nahmen daraus einen Beweis gegen Werth und Wahrheit der christlichen Religion. Es giebt vielleicht keine einzige Gemeinde, wo ganz dieselben Religionsbegriffe im Umlaufe wären, die man in der nächsten Gemeinde, in dem benachbarten Hause findet. Ueberall ist das Wahre und Falsche mit einander vermischt; man findet neben dem Bessern und Brauchbaren manchen Irrthum, manche unrichtige Vorstellungart; neben dem Glauben manchen Aberglauben; und was zur Verwirrung noch beiträgt, so ist das Wahre mit dem Falschen, der Glaube mit dem Wahn, oft so fest verwachsen, daß man diesen kaum angreifen kann, ohne Gefahr, zugleich jenen zu zerstören, und so auf dem Acker der Kirche Waizen und Unkraut mit einander auszureißen. Verwundern muß man sich also, wie es je möglich war, auf den sonderbaren Einfall zu kommen: der Menschen ewiges Heil hange von Einheit der Ueberzeugung ab, die bei so unendlichen Abstufungen der Geisteskräfte und ihrer Entwickelung schon gar nicht möglich ist, und eben darum nicht im Plane Gottes liegen kann.

Der Glaube jedes Menschen ist sein schönstes Heiligthum. Dieser Glaube, sey er nach Maßgabe der Kenntniß und Geisteskraft des Besitzers

vollkommener oder unvollkommener, ist ehrwürdig und gut, so bald er ehrwürdige und gute Früchte bringt; und wir handeln ungerecht, wenn wir ihm diesen Glauben nehmen, und dafür den unsrigen aufdringen wollen. Er ist gewöhnlich schon in früher Jugend der Aussaat des ersten Unterrichts entsprossen, nachher aber, weniger durch wörtliche Belehrung, als durch Schicksale, durch Nachdenken und zufällige Lichtblicke beim Lesen oder Hören mit Zunahme der Jahre vollständiger geworden; er ist meistens tief in die Erinnerungen, oft in die liebsten seiner Kinderjahre eingewurzelt, ist mit allen seinen Vorstellungen, Gefühlen und Neigungen innig verschlungen; er füllt sein ganzes Gemüth aus. Ihn bekehren, und ihn ganz und gar zu einem andern Glauben bringen wollen, heißt seine innere Welt, sein wahres Leben zerstören, und ihm einen Geist einhauchen wollen, der ihm nicht eigenthümlich ist. Bekehrungen der Art hatten auch wirklich von jeher wenig Bestand. Gewöhnlich bleibt der Bekehrte, wer er war, besonders wenn die Bekehrung auf nicht ganz lautern Antrieben beruht. Er kann äußerliche Zeichen, nicht sein inneres Wesen ändern; er kann vielleicht einzelne Theile von der Vorstellungsart eines Andern in sich aufnehmen, und mit seinen übrigen Begriffen gleichsam verschmelzen, aber nicht seine gesammte Vorstellungsart, wie ein Kleid, austauschen. Sehr häufig kann man dagegen wahrnehmen, daß

die Neubekehrten, deren Ueberzeugungen man zerstört hat, nachher viel schlechter werden, als vorher waren, oder daß sie in spätern Jahren reuig zur Religion ihrer Jugend zurückkehren, oder auch daß sie, durch bürgerliche Vortheile gereizt, die niedrige Heuchlerrolle übernehmen, und gegen ihr schreiendes Gewissen bis an ihr Lebensende fortspielen. Das Proselytenmachen hat noch selten gefrommt, am allerwenigsten, wenn den Mangel der bessern Belehrung Zwangsmittel ersetzen mußten.

Man sollte nie vergessen, daß Religion weniger in Meinungen, als in Gesinnungen bestehe, und mit Gottergebenheit in eines zusammenfließe, welche auch neben ungleichen Ueberzeugungen statt findet; und daß es darum eigentlich nur eine Religion gebe, die in verschiedenen Formen sich ausprägt. Wer es redlich mit Gott meint, und recht thut, der darf nicht besorgen, daß nicht seine Religion die wahre sey. Auf dieser Ansicht der Religion beruht das große Wort der Duldung, und der Freiheit des Urtheils, das zuerst von Locke ausgesprochen, nachher von Montesquieu verkündigt, und endlich von Nord-Amerika, Friedrich II., Joseph II. und Katharina in die Gesetzgebung eingeführt ward. Ohne diese Freiheit erstarrt in streng abgeschlossenen Formen das eigentliche Leben des Geistes, und der Mensch wird entweder stumpfsinnig, oder die Schwärmerei bemächtigt sich der unterdrückten Idee, und zündet die Fackel des Fana-

tismus an, um vollends den Tempel der Vernunft in Schutt und Asche zu legen. Religion ist unter jeder Form ehrwürdig, wenn durch sie der Mensch besser wird, und dadurch allein erhalten Pfeffels Worte ihre Erklärung:

„Religion als Meinung ehre
Auch dann, wenn Irrthum in die Lehre
Der Priesterschaft sich stahl. Es ist der Menschheit Loos,
Ihr eignes Werk in Gottes Werk zu flechten.
Wir stellen uns dem Haß der Menge blos,
Wenn wir mit Vorurtheilen rechten.“

Duldung, wie man nun einmal das Wort nimmt, ist mit Gleichgültigkeit gegen alles Wahre, und Gute und Schöne nicht einerlei. Der Christ soll fest an das sich halten, was er als wahr und gut und schön erkennt; er darf bescheiden das Gegentheil durch haltbare Gründe bestreiten, und die Bosheit durch gesetzliche Mittel bekämpfen; er darf seine Beweise der Welt vorlegen, die ihn bestimmen, seinem Glauben den Vorzug zu geben: nur erlaube er sich keine bittern Ausfälle gegen Andersdenkende, und entziehe ihnen seine Liebe nicht. Niemand irrt vorsätzlich, und Irren ist menschlich: kann daher nie zum Haß und harter Behandlung berechtigen. Wahre Duldung geht aus der Achtung der Menschenwürde hervor, die an Keinem zu verkennen ist; darauf hat also auch der Fehlende Anspruch. Die Person ist mit dem Feh-

ler selbst nie zu vermengen. Man kann eine Person lieben und mit ihr verträglich seyn, ohne eben gefällig ihren Fehler in sich aufzunehmen. In dem Höchsten und Tiefsten irren ist unstreitig menschlicher, als sich nie von dem flachen Boden elender Sicherheit versteigen, und Irren aus Gründen ohne Vergleich verzeihlicher, als blind Glauben ohne Gründe. Das Vermögen zu fehlen konnte den Menschen die Gottheit selbst nicht nehmen: wie unnatürlich ists also, wenn Menschen einander wegen Fehlern zürnen, oder sich wohl gar wechselsweise unerbittlich verfolgen?!

Inhalt.

1. Die Welt. . . . . Seite 1.
2. Der Mensch. . . . . — 13.
3. Gott. . . . . — 51.
4. Religion. . . . . — 70.
5. Abgötterei. . . . . — 101.
6. Mosaismus. . . . . — 113.
7. Christenthum. . . . . — 126.
8. Der Glaube. . . . . — 196.
9. Aberglaube. . . . . — 217.
10. Duldung. . . . . — 250

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Keller, Georg,

Katholikon Für Alle unter jeder Form das Eine

Bd.: 1

1827

Bamberg, Staatsbibliothek -- Ph.o.383-ba
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11760474-5